XIX. Jahrg. Berlin, den 3. Dezember 1910. Nr. 10.



Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



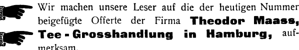
Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1910.





Wir machen unsere Leser auf die der heutigen Nummer beigefügte Offerte der Firma **Theodor Maass, Tee-Grosshandlung in Hamburg,** aufmerksam.



Berlin, den 3. Dezember 1910.

Reichstag.

Fleischnoth.

Sechs Monate Ferien: in so langer Zeit, sollte man meinen, muß ein beträchtlicher Theil des Hirninhaltes sich erneuen; hat Jeder Muße, Gewesenem nachzudenken und Werdendes sorgsam zu wägen. Der Excellente, der ein halbes Jahr lang in der Furcht des Parlamentes stöhnte, kommt endlich zu sich; der vom Volk Abgeordnete geht wieder ins Volk. Neue Landschaft, neues Erlebniß. Auch ein der Selbsttäuschung Entwachsener möchte nicht zweifeln, daß nach solcher Ruhe und Fütterung die Hirne besser arbeiten werden als in den Tagen kaum unterbrochener Fron. Doch der Deutsche Reichstag hat die Hoffnung, die sich regen wollte, rasch ausgerodet; hat uns in vier Tagen gelehrt, daß er unverändert ist. Auf der Estrade und in den Reihen der Volksvertreter die selbe Kurzsicht und Kümmerlichkeit, die vor den Ferien beseufzt ward; auch die selben schlau scheinenden, unwahrhaftigen Kniffe, deren Wirkung sieben Sonnen nicht überdauert. Einen Augenblick durfte man auf einen Stimmungwechsel hoffen, der wenigstens die Strategie der Fraktionen ändern könne: als der von der Reichspartei fürs Vicepräsidium empfohlene Landgerichtsrath die Stimmen der meisten Nationalliberalen einheimste. Da diese Fraktion, dachte Mancher, den vor einem Jahr verkündeten Boykottbefehl aufhebt, muß der Kanzler wohl mit ihr einig geworden sein. Daß auch diese Hoffnung trog, wurde bald fühlbar; und nur allzu schnell dann leidige Gewißheit, daß der Ernsthafte, der das Bedürfniß und die Nothwendigkeit deutscher Politik erkannt hat, aufhören müsse, den Nationalliberalen zu dieser Einigung zu rathen. Sie haben die

Zeit versäumt; jetzt scheint der Kanzler, den sie in die Richtung ihres Willens zwingen konnten, Wünschen hörig, deren Erfüllung die wichtigsten Reichsinteressen widerrathen. In zwei Debatten, deren schädliche Nachwirkung lange zu spüren sein wird, hat sichs gezeigt. Und wir dürfen nun nicht klagen, wenn die Haushaltsberathung uns wieder all die alten, verquollenen Möbel, all die eingestaubten Ladenhüter vors Auge rückt, das dieser Anblick längst ekelt; wenn wieder vom Segen erhöhter Erbschaftsteuer, vom Fluch indirekten Wahlrechtes, vom schwarzblauen Block und von finsterer Reaktion geredet wird. Dürfen nicht einmal darüber staunen.

Zuerst gings um die Fleischnoth. Giebts gar nicht, läßt, durch den Mund der Herren Delbrück und von Schorlemer, der Kanzler den Deutschen künden; von Fleischtheuerung dürft Ihr, nicht von Fleischnoth sprechen. Armsälige Silbenstecherei. Wenn ein Lebensmittel den Massen unerschwinglich wird, darf man von Noth reden, mag dieses Lebensmittel den Wohlhabenden auch an allen Ecken erreichbar sein. Noth und Mangel sind nicht Synonyma, (sonst hätte Goethe sie nicht in verschiedener Wesenshülle an Fausts letzte Schöpferstätte geschickt); ein Reich kann unter Kanzlernoth leiden, trotzdem der Stuhl des Kanzlers besetzt ist. Der österreichische Handelsminister Dr. Weiskirchner (den Lueger sich zum Nachfolger wählte) hat sich nicht zu solchen Kunststücken erniedert, als er, einen Tag nach unseren Excellenzen, über die Fleischnoth sprach. Auch er glaubt nicht, daß die Herabsetzung des Viehzolles auf die Dauer den Fleischpreis drücken würde. („Wenn, wie jetzt berichtet wird, in Nord- und Südamerika und Neuseeland ein internationaler Fleischtrust entsteht, dann steckt er am Ende ein, was wir bisher aus dem Zoll einnahmen, und das Publikum hat gar nichts davon.") Aber er versucht nicht, mit Worten wider die Noth zu streiten, sondern erkennt ihre Bedeutung und kann seinen Landsleuten Hilfe verheißen. Die Viehfrachttarife, in den Hauptstädten auch die Markt- und Schlachtgebühren sind um die Hälfte herabgesetzt, aus Frankreich, Italien, Holland, Dänemark, Bosnien und der Herzegowina Rinder und Schweine hereingelassen und von der Regirung ist dafür gesorgt worden, daß in jedem Monat anderthalb Millionen Pfund argentinischen Fleisches nach Oesterreich kommen. „Darin sieht die Regirung eine vom Interesse der konsumirenden Bevölkerung geforderte Nothstandsmaßregel; und sie wird, wenn die Noth nicht weicht, auf der Bahn solcher

Bewilligungen weitergehen." Vielleicht ists nicht genug; immerhin: Etwas. Die berliner Herren verheißen nichts; sie würden ja helfen, „wenn man ihnen Wege und Mittel zeigte, die gangbar und brauchbar sind. Das ist leider nicht der Fall." Ein Bekenntniß trauriger Ohnmacht. In kurzer Zeit ist der Fleischpreis um fast fünfundzwanzig Prozent gestiegen und die Klage über den Nothstand ist längst nicht mehr auf den Kreis der Aermsten beschränkt. Doch die Regirung kann dagegen nichts thun; kann nur mit Bilanzziffern, deren Werth jeder Pfuschjobber und jeder Kassenbote kennt, den Klagenden „beweisen", daß ganz so schlimm, wie sie geschildert werde, die deutsche Wirklichkeit noch nicht sei. Möglich. Würde dadurch die Pflicht zur Linderung beseitigt? Muß eine Noth fortwähren, fortwuchern, weil ein paar Reichspfründner beweisen zu können glauben, daß sie noch nicht ins Unerträgliche gewachsen ist? Ein Arzt von Menschenverstand und Menschengefühl wird einem Leidenden, dessen Schmerz zu ihm emporächzt, nicht sagen: „Ich kann Dir nicht helfen." Wird lieber ein unschädliches Mittel verschreiben, das der Kranke für heilkräftig hält. Und wenn alle Vorschläge, die Herr von Schorlemer bemäkelt, unwirksam wären: durch ihre Annahme hätte die Regirung wenigstens den guten Willen zur Hilfeleistung gezeigt. Hat sies nicht nöthig? Fühlt sie sich, hinter dem Wall ihrer Mehrheit, so sicher, daß sie alle Drohung von draußen belächeln darf? Auch dann noch war das Geständniß thöricht, daß die winzigen Erleichterungen von den süddeutschen Bundesstaaten erzwungen wurden; wars zwiefach thöricht, in dieser Debatte nur Preußen für den Bundesrath reden zu lassen. Und die stolzen Lächler können bald das Entsetzen lernen.

Herr Paasche (der seine Gründe recht pfiffig gruppirt hatte und dessen Rede stärker wirkte als alle anderen) meint, die Herabsetzung des Zolles würde den Stand der Dinge nicht ändern. Wahrscheinlich. Auch wenn der Viehpreis sinkt, bleibt der Fleischpreis meist auf der Höhe, an die der Kommissionär, der Zwischenhändler, der Schlächter sich behaglich gewöhnt hat. Wäre der Freihändlerglaube, daß in den von Zollmauern umringten Ländern das Produkt (des Bodens oder Gewerbes) sich stets um den Betrag des Zolles vertheure, unwiderleglich, dann sähen wir nicht die größten Demokratien dem Schutzzoll unterthan; hätten die pariser Jakobiner, die fast zehn Jahre herrschen, die Mauern längst abgetragen. Aber hat Herr Paasche, hat Herr von Heydebrand sich

noch nie die Frage vorgelegt, ob es möglich sein werde, die Lebensmittelzölle noch zwanzig Jahre lang auf der heute erreichten Höhe zu halten? Wir haben Theoretiker und Praktiker, Industrielle und Großkaufleute, die nicht auf Cobdens Allweisheit eingeschworen sind, immer wieder gesagt: „Das ist nicht möglich. Deutschlands Entwickelung zum Industrie- und Exportstaat ist zu weit gediehen. Gerade von den Hauptkunden, die, bei dem gesteigerten Wettbewerb, jetzt nicht mehr gezwungen sind, um jeden Preis deutsche Waaren zu kaufen, brächte dieser Tarif uns keinen brauchbaren Handelsvertrag.“ Richtig oder falsch: die Tatsache, daß wichtige Industrien, weil ihre Ausfuhr gehemmt ward, mit beträchtlichen Theilen ihrer Produktion (und Steuerkraft) ausgewandert sind und daß andere, vom deutschen Boden nicht lösbare Industrien, um ihren Exportumfang zu wahren, das Ausland billiger als die Heimath bedienen müssen, weist in eine Zukunft, in der die Häupter der Industrie vielleicht denken werden, der Verzicht auf den Zollschutz vor ausländischer Konkurrenz, die sie durch die Qualität der deutschen Leistung allein abwehren könnten, sei ihnen leichter als die Pflicht, ein Arbeitervolk zu löhnen, das seine Nahrung theuer bezahlt. Wer je ernstlich bedacht hat, was aus Deutschland, aus Preußen gar nach der Entkräftung seiner Landwirthschaft werden müßte, wird diesen Tag nicht herbeisehnen. Doch sein Nahen wird beschleunigt, wenn sich der Glaube festsetzt, die Lebensmittel seien theurer, als sie bei weiserer Vorsorge sein müßten. Den Reden des preußischen Landwirthschaftministers (der wenigstens diesmal nicht den Eindruck eines Mannes von ungewöhnlichem Format machte) muß der fromme Hörer die Ueberzeugung entnehmen, ringsum sei Alles verseucht und jede Grenzöffnung müsse uns die Verbreitung der Maul- und Klauenseuche bringen. Merkwürdig. Die wiener Regirung läßt dänische und holländische Rinder ins Land; die londoner hat zwar die Einfuhr lebenden Viehs aus Argentinien verboten, läßt aber auf hundertundsiebenzig Schiffen, die ohne Pause hin und her fahren, gekühltes und gefrorenes Fleisch importiren. Als der von Köln abgeordnete Herr Trimborn die niederländischen Ochsen und Kühe rühmte und erwähnte, wie oft ihre besondere Schönheit Maler von großem Namen zur Darstellung gereizt habe, wurde im Reichstag gelacht. Das konnten nur Leute thun, die Hollands Wiesen und Viehzucht so wenig kennen wie Hollands Thiermalerkunst von Potter bis auf die Brüder Maris.

Und auch dieses Prachtvieh, das der fremde Landwirth bestaunt, dräut uns mit der Gefahr der Verpestung? Auch in Holland, sagt Herr von Schorlemer, „kommt immer noch in einzelnen Fällen die Maul- und Klauenseuche vor und ich kann deshalb die Oeffnung dieser Grenze nicht in Aussicht stellen.“ Seinen österreichischen Kollegen schreckt solches Bedenken nicht. Wärs nicht vernünftiger, offen zu sagen, daß man die lohnende Verwerthung deutschen Viehs sichern und einen jähen, schädlichen Preissturz hindern wolle? Solches Bekenntniß schändet nicht. Bismarck hat in den Schutzzolldebatten oft gesagt, eins seiner Ziele sei die Erlangung höherer Preise für Landwirthschaftprodukte. Nur dürfte man heute nicht vergessen, daß die Wirthschaft des Deutschen Reiches anno 1910 noch andere Bedürfnisse als die im Jahr 1879 empfundenen hat.

Der Arbeiter könnte die (auch von den Agrariern „bedauerlich“ genannte) Vertheuerung wichtiger Lebensmittel tragen, wenn er auf Bier, Branntwein, Tabak verzichtete und dadurch, schon bei mäßiger Gewöhnung, in jeder Woche mindestens anderthalb Mark für den Haushalt ersparte. Er wirds nicht thun; wird die Zumuthung des Verzichtes auf die paar Dinge, die ihm Vergnügen oder Betäubung gewähren, auf der Zunge von Männern mit Millionärseinkommen als höhnische Herausforderung empfinden. Was also wird geschehen? Im März 1884 sagte Bismarck: „Wenn eine Vertheuerung der Lebensmittel eintritt, so ist ganz sicher, daß sie der Arbeiter nicht in letzter Instanz bezahlt. Er bezahlt sie vielleicht das erste Mal; aber die Abwälzung dieser Summe auf den Arbeitgeber und von dem Arbeitgeber auf den Konsumenten ist ganz zweifellos. Ein Betrieb, dessen Arbeiter nicht das zu ihrer üblichen Existenz Nöthige bekommen, kann auf die Dauer nicht fortbestehen.“ Die Industrie muß sich also auf neuen Lohnzuschlag gefaßt machen; ob sie ihn auf den ausländischen Verbraucher abwälzen kann, bleibt fraglich. Nach Kirdorfs Berechnung giebt seine Gesellschaft (Gelsenkirchen) für Arbeiterfürsorge, Steuern, Versicherung ungefähr sechzig Prozent ihres Reingewinnes hin; und die anderen Aktiengesellschaften aufgebürdete Last ist nicht geringer. Ist nicht, mehr als die Maul- und Klauenseuche, zu fürchten, daß so schwer bepackte Kämpfer ins Hintertreffen kommen und daß magere Jahre uns einen Nothstand von unübersehbaren Folgen bringen? Die Verbündeten Regirungen dürfen nicht wähnen,

immer nur die Gewinne des deutschen Industriereiches einsäckeln, dessen Lebenswünschen aber die Erfüllung weigern zu können.

Herr von Schorlemer hat einen verständigen (und deshalb grob gescholtenen) Satz gesprochen; Fleisch, sagte er, ist als Nahrungmittel weder unentbehrlich noch unersetzlich. Das kann nur Befangenheit leugnen. Der Durchschnittsdeutsche hängt allzu fest an karnivorischer Gewohnheit; eine Mahlzeit ohne Fleisch befriedigt ihn nicht, Gemüse schätzt er nur als Zuspeise und im Wirthshaus, das er ja viel öfter und lieber aufsucht als der einem anderen Volk Angehörige, fordert er in neun von zehn Fällen ein Fleischgericht. Wird ihm aber Ersatz in genügender Fülle und Ansehnlichkeit geboten? Nein. Der beste Ersatz, ein nahr- und schmackhafter, wäre: Fisch. Frischer Schellfisch ist das leckerste Essen, das sich erdenken läßt; Schollen, Rothzungen, Aale, Flundern, Makrelen, Heringe, Flußfische aller Art behagen dem Gaumen. Und wären billig zu liefern. Auch in den Verkehrscentren großer Städte aber muß man lange nach einem Fischladen suchen; und findet selten einen, der den Appetit reizt. Kleine Becken mit trübem Wasser, worin ein Fischgewimmel wie im engsten Pferch umherschnappt; meist ein Schuppenhautgeruch, der die Kauflust verweht. (Die Straßenpolizei, die sich um allerlei Winzigkeit kümmert, müßte für die Nase des Steuerzahlers emsiger sorgen; an mancher Ecke, wo neben einem Fleischer ein Käsehändler Kunden herbeiwinkt, ist, besonders im Sommer, die Symphonie der Gerüche kaum noch erträglich.) Die Versuche, Seefische als Massennahrung einzuführen, konnten bisher nicht gelingen, weil die gewählten Mittel untauglich waren. Schlechte Luft, im Schaufenster ein grünlicher, verstaubender Bassintümpel, drüber unansehnliche Räucherwaare, getrockneter Kabliau, marinirtes Störfleisch und eine rostige Büchse, deren Schrotinhalt mit Kaviarfarbe bepinselt ist: so gehts nicht. Doch lasse ich nicht von dem Glauben, daß hier ein Riesengeschäft zu machen und obendrein noch der dem Philanthropen lohnende Lorber leicht zu pflücken wäre. Eine Gesellschaft von dem Rang, der Leistungfähigkeit und Küstenkenntniß der Hamburg-Amerika-Linie müßte sich der Sache annehmen. An den besten Plätzen, vom Weißen bis zum Gelben Meer, vom Persischen bis zum Ochotskischen Golf, den Fang aufkaufen; kühlen und sauberen Transport sichern; in allen großen und mittleren Städten aus Eisen und Glas Hallen bauen und darin, nach dem Aufwand aller Künste

moderner Ladenausstattung, Reichen und Armen Fische jeglicher Herkunft und Familie feilbieten. (Ausrangirte oder im Passagedienst gerade nicht verwendbare Schiffe gäben dann noch eine nette Rente und die Direktoren brauchten nicht thatlos himmelan zu seufzen, wenn selbst die der Dividende fühlbarste Fahrpreisminderung die Auswandererziffer nicht in die Höhe rundet.) Wer solche Massen kauft, kann Fischern und Fischergenossenschaften die Bedingungen vorschreiben und, bei reichlichem Profit, billiger liefern, als in uns naher Zeit je geliefert ward. Seht Ihr die Hallen? Ein ungemein begabter Schüler Messels müßte sie bauen; dem Eisenstil, wie der Meister, grazile Schlankheit ablisten. Nichts unseren muffig verödenden Markthallen Aehnliches. Große, blitzblanke Marmorbassins. Springbrunnen. Schilf, Küstengräser, Muscheln, Seesterne, kräftig duftende Pflanzen. Was aus Meeren, Flüssen, Bächen, Teichen zu holen, den erreichbaren Wassern abzufangen ist, sei hier zur Schau und zum Kauf gestapelt; auch, weils dazu gehört, Krickenten, Möweneier, Rogenpastete und die Tafelschätze südlicher, östlicher Küsten. Am Tag und abends Alles im hellsten Licht. Glaubt Ihr nicht, daß die Käufer sich drängen würden und das Einerlei deutscher Ernährung rasch wohlthätigem Wechsel wiche? Durch das Gelingen solchen Versuches würde der Fleischnoth sicherer vorgebeugt als durch Zollherabsetzung.

Noch Anderes könnte geschehen; müßte. Wer wachen Auges durch die neuen Straßen der Hauptstädte geht, sieht überall dieselbe Entwickelung. So lange grellgelbe Plakate Miether zu ködern suchen und bunt getünchte Hauspläne die Herrlichkeit der Loggien, Badstuben, Vacuumreiniger, Dachgärten (mit Sonnenbadgelegenheit) anpreisen, nisten nur arme Spatzen im Erdgeschoß der Protzenburgen, die der Westberliner und der ihm nachstrebende Provinzstädter nun einmal liebt. Schankwirthe, die mit Grammophon, Billard und ehrbar verfetteter Kellnerin die noch ringsum beschäftigten Bauarbeiter und Handwerker, Ladendiener und Unterbeamte heranlocken; kleine Metzger, Bartscherer, Grünkram- und Kurzwaarenhändler, Bäcker (die sich, wenn der Platz für zwei Balkontische langt, Konditoren nennen) und anderes nothige Krämervolk. Das währt nicht lange; ist erst Alles vermiethet, grenzt die Straße nicht mehr an freies Feld oder Laubenkolonien, dann müssen die Trockenwohner das Nest räumen. Das prangt bald nun im Strahlenglanz modischer Ausstattungwunder. Fenster

und Thüren sind in unechten Marmor, Porphyr, Granit gerahmt; von Decke und Wand blinken Kacheln, die an Alt-Delft erinnern möchten; die Körper der Glühbirnenträger verschlingen sich zu goldfarbigem Geknäuel. Der Bartscherer hatte zwei Messingbecken, das alte Zunftzeichen, herausgehängt, ins Schaufenster Bartbinden, Mund- und Haarwasserflaschen, Brillantinebüchsen gestellt und die Phantasie höchstens mit der geheimnißvollen Inschrift „Pariser Artikel“ angeregt. Der Coiffeur (Friseur klingt wohl schon zu deutsch) hat drei theure Wachsbüsten mit Leonardolächeln und geräumigem Busen, vor dem die Quartaner den Schulanfang verträumen, rabenschwarze und rothe Locken, Geräth aus Kristall, Elphenbein, Schildkrot, Perlmutter, Tulasilber; fast Alles, was Menschenbegehr (und meist Alles „auf Kredit“). Vor des Krämers Thür stand die Eierkiste, ein Faß mit kalifornischen Aepfeln, eine Schachtel mit Bruchstärke und Waschblau; die Kolonialwaaren- und Delikatessenhandlung hat eine Straßenausstellung von Hasen und Hühnern, Rehen und Enten, Fasanen und Früchten und hinter den breiten Scheiben häuft sich jeglicher Schmauszubehör. Beim kleinen Metzger waren, unter zwei dünnen Gasärmchen und zwischen rothen und weißen Papierblumen, Lungen, Nieren, Kalbsrippen, Schweinsfüße (auf Blechschüsseln) zu sehen und allwöchentlich einmal meldete das Gemisch von Kesselqualm und Blutgeruch, das über den Holzstuhl gehängte Leintuch und die graue Pappe am Fenster die Bereitschaft zum Verkauf Frischer Wurst; die Großschlächterei und Fleischwaarenhandlung zeigt ganze Kälber und halbe Ochsen, Lendenstücke von nie gesehenem Umfang, fünf Lebern, zehn Zungen, zwanzig Schinken, vom leuchtenden Blutroth bis ins zarte Blaßrosa alle Fleischfarben der Jordaenspalette. Natürlich läuft Alles dem neuen Licht zu. Und natürlich können die Inhaber solcher Läden nicht billig verkaufen. Zählt, wie viele große Schlächtergeschäfte (mit den Bäckern, Butter-, Obst-, Cigarren- und Zuckerzeughändlern stehts eben so) Ihr bei einer Wanderung von Zehnminutendauer findet: und fragt Euch dann selbst, ob unser Einzelhandelsbetrieb noch haltbar, bei so anarchisch tollem Wettbewerb um die Kundengunst eine wohlfeile Versorgung mit guten Lebensmitteln noch möglich ist. Hohe Miethpreise, reichliche Verzinsung des entliehenen Geldes, Lichtkosten (gerade die Fleischer suchen einander zu überstrahlen und beleuchten jetzt, der Reklame wegen, oft auch an

Feierabenden die der Kundschaft geschlossenen Läden), Gesellen, Verkäuferinnen, Austräger, Ladenputz: die zur Deckung solcher Spesen nöthige Summe will verdient sein; und von dem Verdienst heischt noch ein Halbdutzend großer und kleiner Kommissionäre seinen Theil. Ists da ein Wunder, wenn all diese Händler noch lauter als ihre Abnehmer klagen und über den Irrwahn wüthen, der ihnen fetten Profit nachrechnet? Durch Zusammenschluß könnten sie zwei Drittel ihrer Geschäftsunkosten sparen. Längst haben Mill, Rogers, Roscher, Gide, Lexis warnend auf die Ueberzahl der Kleinkaufleute hingewiesen. Seitdem sind auch in Deutschland, nach dem Muster der Whiteley, Boucicaut, Wanemaker, Siegel & Cooper, Waarenhäuser entstanden; und haben durch die Handelsvernunft ihrer Grundsätze (Barzahlung bei Einkauf und Verkauf, also weder Wucherzins nach Schuldausfall, rascher und großer Umsatz, der im Einzelnen mit kleinem Gewinn auskommen kann) das Detaillistengekribbel besiegt. Das genügt noch nicht. Ists nicht Wahnsinn, daß zwischen zwei berliner Querstraßen drei Bäcker, Schlächter, Fruchthändler mühsam ein Prahlerleben fristen? Wäre das Elektrische Licht vom Mittelstand bezahlbar, wenn es in zehntausend getrennten, in der Ueppigkeit ihrer „Aufmachung“ konkurrirenden Betrieben verhökert würde? Und ist die Ernährung des Menschen unwichtiger als die Beleuchtung seiner Wohn- und Arbeitstatt?

Wir brauchen Lebensmittelcentralen. Die Waarenhausbesitzer haben das Bedürfniß erkannt und verkaufen, weil sie billiger sein können als der Kleinhändler, beträchtliche Victualienmengen. Die im Haushalt einer Hauptstadt dennoch nur winzig scheinen. Die Lebensmittelabtheilung wird meist, damit die Ausdünstung sich nicht zu weit verbreite, ins oberste Stockwerk gelegt. Fleisch, Käse, Obst, Fisch, Gemüse, Heringsbrühe, Butter, scharf Geräuchertes im selben Raum. Der erlaubt keine Massenspeicherung; und da das Beste, die Zugwaare, in aller Frühe, oft von Detaillisten der Nachbarschaft, aufgekauft wird, ist nachher selten viel Reizendes zu holen. Wir brauchen weite, luftige Hallen, in denen auch Damen sich so behaglich fühlen wie in Wertheims Palast am Leipziger Platz. Alles Eßbare und manches Trinkbare müßte drin zu haben sein; und das Auge würde noch im Winter angenehmer gelabt als vor Libertyblousen, Pelzwerk und Battisthemden. Das Riesenrund der Gemüsehalle, wie das frankfurter Palmenhaus von der Blüthengalerie, von den weißen Obstständen umringt.

Neben dem Fleischsaal das Geflügel. Unterm Dachgewölb die Bäckerei. In kühlen, hellen Katakomben Milch, Eier, Butter; hinter hermetischem Verschluß Käse, Gewürze, alle stark riechende Zuthat. Welche Varietät der Ernährung würde möglich, welche Spesensumme erspart! Zehn Lebensmittelcentralen, dreißig von einer Gesellschaft geleitet; dreihundert, wenn sie ihre Sache gut macht. Aus den fernsten Ländern könnte das dem Europäer Schmackhafte (und nicht von Staates wegen Verbotene) eingeführt werden. Kein Kredit; kein Stapelverlust; kein Tribut an die Tausendfüßer des Zwischenhandels (dem Frankreich, nach Gides Berechnung, vor sieben Lustren schon in einem Jahr sieben Milliarden hinwarf); unvermittelter Einkauf vom Produzenten; eigene Wagons, wie jetzt nur Großbrauer und Spediteure; kein Zwang zur Verschleuderung zu hastig erhandelter oder im Schaufenster unansehnlich gewordener Waare; nicht mehr Personal, als man stetig beschäftigen kann; die Generalunkosten ein Drittel der für den selben Umsatz vom Kleinhändlerheer aufzubringenden. Die Formen unserer Alltagsversorgung tragen noch immer den Stempel der radlosen, motorlosen, telephonlosen Zeit. Morgens kommt der Milchmann, der Bäckerjunge, die Zeitungfrau; morgens und abends der Schlächtergeselle; der „Kaufmann" muß täglich zweimal den Lehrling schicken, das Dienstmädchen viermal oder noch öfter auf die Straße. Die thörichteste Kraftvergeudung. Wenn meine Lebensmittelcentralen (die, da sie sicher in jedem Haus der Umgegend ein paar feste Kunden hätten, auch die Zeitungdistribution übernehmen könnten) eingerichtet sind, bestellt die Köchin durchs Telephon: „Morgen früh nach Sieben eine Mandel Eier, zwei Liter abgesahnter Milch, anderthalb Pfund Eßbutter, eine Ente, drei Pfund Suppenfleisch, vier kleine Rothkohlköpfe, Roggen- und Weizenbrot wie jeden Tag; außerdem Kartoffeln, Kaffee, Nelken, Kapern, Edamer, Kastanien, Johannisbeermarmelade, Gurke, Essig und einen Napfkuchen ohne Rosinen." Ists weniger: schadet nicht; der Junge muß doch ins Haus ... Wer wagts? Geben Millionäre Geld, Kommunen billigen Baugrund? Oder müssen wir warten, bis irgendein Wertheim oder Tietz, Emden oder Jandorf sich zur That aufrafft? Seit wir Waarenhäuser haben, sieht das Kleid der Arbeiterin und ihrer jungen Brut anders aus als zuvor; nicht geringer und noch wichtiger wäre der Wandel in der Massenernährung, wenn wir Lebensmittelhäuser hätten.

Daß in solchen Häusern das Fleisch wohlfeiler wäre als noch bei dem nach sechs Seiten tributpflichtigen Kleinmetzger, werden auch die Herren Delbrück und von Schorlemer nicht leugnen; aber den Weg vielleicht wieder „nicht gangbar“ finden. Der glatten Geschicklichkeit des Einen, der noch an Provinzspitzensitte erinnernden, zwischen zu steifer Würde und zu leutsäliger Witzelsucht schwankenden Redensart des Anderen fehlt leider jede innere Wärme, jeder ins Volksgemüth klingende Ton. Sie erledigen Alles schnell und sauber, gewissenhaft und verständig. Und Alles ohne Liebe.

Nebelung.

„Muß denn über die königsberger Rede des Kaisers noch einmal in breiter Ausführlichkeit geschwatzt werden?“ So fragte ich hier vor acht Tagen; und wagte, zu prophezeien, wie das Treffen ausgehen werde. Der Kanzler wird das in seiner Zeitung Gesagte wiederholen und die Mehrheit des Hohen Hauses für sich haben, die Ausbrüche loyaler Lehnstreue leisten und das Vergnügen erleben wird, ihre Gegner zersplittern zu sehen. Fast genau so ists geworden. Fast. Die behende Evolution des sonst nicht leichtfüßigen Herrn von Bethmann konnte Keiner ahnen. Der Kanzler hat sein Wollen nicht auf die Wiederholung des in der Norddeutschen Verkündeten beschränkt, sondern eifernd versucht, das Ergebniß der Debatten vom November 1908 umzudeuten und zu beweisen, daß von gerechtem Urtheil kein Satz der königsberger Rede getadelt werden kann. Dabei immer die Oberlehrerfreude an haarscharfen Unterscheidungen. Nicht Fleischnoth, sondern Fleischtheuerung; nicht dem Reichstag gegebene, sondern im Reichsanzeiger veröffentlichte Erklärungen; nicht der Deutsche Kaiser sprach am Pregel, sondern der König von Preußen. Man glaubt, die rothe Tinte zu sehen, die am Heftrand die Fehler rügte; glaubt, zu fühlen, wie gern magistraler Unwille den interpellirenden Schlingeln, weil sie sich so arg verschrieben haben, eine Strafarbeit aufbrummte; denkt Kinder und Enkel und schüttelt das Haupt. In dreifacher Gestalt steht der höchste Reichswächter vor des Betrachters Auge: als Philologe, Historiker, Politiker. Der Philologe prüft den vor zwei Jahren im Reichsanzeiger veröffentlichten Text (den er, wirklich in Fleisch und Blut der selbe Mann, als Vertreter des Kanzlers damals dem Bundesrath vorzulegen und zu kommentiren hatte); und übersieht die weitaus wichtigste

Stelle: das den Kaiser heute noch ehrende Zugeständniß, daß die Interview mit den Briten „großen Schaden“ ins Reich gebracht, in den Hauptpunkten Unrichtiges verbreitet habe und daß kein Kanzler die Verantwortung tragen könnte, wenn, in öffentlich hörbarer Rede und im Privatgespräch, der Kaiser sich fortan nicht die Zurückhaltung auferlege, die für die Einheit der Politik und für die Autorität der Krone unerläßlich ist. Der Historiker behauptet, daß die Hohenzollern das preußische Volk und den preußischen Staat geschaffen haben, deshalb auch jetzt noch aus eigenem Recht in Preußen herrschen und diesen Rechtsanspruch nur auf Gottes Gnade stützen dürfen; und vergißt, wie der erste Preußenkönig zu seiner Krone kam, wie, im Sturm, Preußens Verfassung entstand, was in der Nacht nach dem achtzehnten März 1848 Friedrich Wilhelm der Vierte an seine lieben Berliner schrieb und durch welche Leistung in drei Kriegen und sechzig Friedensjahren das Borussenvolk den Rechtsanspruch seiner Mündigkeit vor Anfechtung gesichert hat. Der Politiker preist, als dem Bundesrath vorsitzender Kanzler, im Deutschen Reichstag die „fast beispiellose Arbeit der großen Hohenzollern“, macht aus einem mit leichter Hand wegzuweisenden Windmondspuk den Gegenstand einer Staatsaktion; und merkt nicht, daß sein schartiges Wort an mancher schmerzenden Narbe schabt und der um weithin wirksame Losung verlegenen Schaar das Feldgeschrei liefert. Einen schlimmeren Tag als diesen, der ihm zunächst wohl ein Siegbringer schien, hat der fünfte Kanzler noch nicht erlebt. Seine letzten ernsthaften Vertheidiger sind an ihm irr geworden. Aus der Tiefe steigt der Groll bis auf Gipfel. „Dagegen Bülow!“ Ueberall hört mans. Draußen lächeln sie wieder. Und die Sozialdemokraten, die zu einer Dummheit ausgezogen waren, haben die zugkräftigste Wahlparole heimgebracht. „Der Novemberpakt zerfetzt! Preußens Volk nur die Stütze der Hohenzollern! Der Mehrer der Krondotation auf der Schanze des Absolutismus! Das Gottesgnadenthum als Geßlerhut auf der Stange!“ Solche Fanfare wirbt Stimmen; leider. Mußte es sein?

Wozu? Auch der Kaiser könnte so fragen; und über dem rückblickenden Auge von Gram und Menschenverachtung die Stirn furchen lassen. „Jetzt sind Alle für mich. Die damals kein armes Wort zu meiner Vertheidigung fanden. Weil Alle von mir morgen was wollen; in ihrer Noth mit meinem Namen Geschäfte zu machen hoffen. So wars immer; seit zwanzig Jahren hat Jeder versucht,

wenns schief ging, mich vorzuschieben; schien die Sonne wieder, dann saß Jeder auf hohem Pferd und langweilte mich mit der Betheuerung seiner Pflicht und Verantwortlichkeit. Nur Einer war anders. Den ertrug meine Jugend nicht... Im November 1908 war das Centrum durch Bülows Bluff und durch meine Wahlabendrede verärgert und meine Herren Junker witterten schon die Morgenluft liberaler Regirung; hinc illae irae. Im November 1910 empfehlen sich, im Dunkel vor einer schwierigen Wahlschlacht, Beide zu Gnaden. Wenn ich übermorgen gegen hohen Nahrungzoll und für den Evangelischen Bund spräche: ob ich für Heydebrand und Hertling noch der König aus eigenem Recht und von Gottes Gnaden wäre, dessen von Himmelsglanz erleuchtetem Wollen auch der Unterthan, dems unbequem wird, sich demüthig beugen muß? Darauf allein kommts schließlich an. Die Reichstagelöhner denken am Ende gar, ich wisse nicht, wie sie im Kämmerchen reden. Von Gottes Gnaden! In dem Entwurf meiner Rede stand die Formel nicht; auch nichts vom Instrument des Herrn und von der Geringschätzung anderer Meinung. Daß mirs im Manöverjubel über die Lippe kam, habe ich mehr bedauert als Bethmann, aus dessen Briefen der sorgenvolle Flügelschlag ausgiebiger Arme hervorguckte. Nach der marienburger Reparatur konnte man mir Ruhe gönnen. Telegraphirte ich nicht noch am Tag der Interpellation aus Neudeck an Jacobi, den Artilleristen, ich freue mich, daß er ‚durch Gottes Gnade‘ das achtzigste Lebensjahr vollenden durfte? Das, Pauli Wort aus dem Ersten Korintherbrief und das Demuthbekenntniß der in Ephesus um Cyrill geschaarten Bischöfe konnte Bethmann benutzen. Den Schimpfern Eins auf den Schädel geben und den ganzen Kram als Bagatelle behandeln. Wozu mit der Elle wieder das von König und Volk Geleistete nachmessen und Abgestandenes aufrühren? Ich will nicht von meinem Novemberwort los und bin kein Objekt für Bärendienste. Anderthalb Jahre lang ließ man mich aus dem Gerede; riß sich Jeder wund, der an der Krone das Zünglein wetzen wollte; wurde in Nord und Süd nur der Kanzler gescholten. Soll die Geschichte etwa von vorn anfangen und ich mir an allen Höfen nachtuscheln lassen, nur in dieser Voraussicht sei mein Auge auf Theobaldum gefallen? Danke. Kein Daimler bringt mich je wieder von meiner kühlen Firnhöhe. Und wenn von der Wortdreschertenne der Hominingeruch zu Berg steigt, halte ich mir rasch die Nase zu; aus eigenem Recht.“

Heilpädagogien.

Während einer Beobachtungzeit von etwa dreißig Jahren habe ich mir ein Urtheil über die Seelenzustände nervenschwacher Schulkinder zu bilden vermocht, das ich nicht als bloßen Wissensstoff ohne Nutzanwendung mit mir herumtragen will. Dabei handelt sichs um ein viel weiter verbreitetes Leiden, als Viele glauben. Wer selbst mit starker Nervenkraft begabt ist und wer seinen Blick nicht geschärft hat für die Beobachtung nervöser Leiden, wer zumal gar keine Gelegenheit zu ausgedehnteren Beobachtungen sucht und deshalb auch nicht findet, Der ist in dieser Frage nicht kompetent. Er ist auch leicht geneigt, die Schwäche der Anderen durch einen Vorwurf von sich abzuweisen und ein freundlicheres Eingehen auf die Noth der Klagenden als unwürdige Gefühlsduselei zu bespötteln; ist wohl auch der Meinung, daß Nervosität zum großen Theil auf Verweichlichung der Erziehung und auf strafwürdiger Willensschwäche des Zöglings beruhe, und empfiehlt deshalb Rückkehr zur alten robusten Erziehung der Strenge und Abhärtung.

Ein modern denkender Erzieher steht ganz anders zu dieser Frage. Er meint, die Nervosität dürfe den Schulkindern nicht ins Schuldkonto gebucht werden. Sie seien unschuldig daran und wären ohne Ausnahme viel lieber Kinder von unerschütterlicher Kraft. Wenn wir schon nach einer Lösung der Schuldfrage suchen, so kommt der ganze kulturelle Hochbetrieb in Betracht, die überhitzte geistige Arbeit fern von der stärkenden Natur bei der Mehrzahl der Erwerbenden. Um leben zu können, strengen Unzählige ihre Nerven über deren Kraft an und kommen trotzdem erst in späten Lebensjahren zu so gesicherter materieller Existenz, daß sie die Gründung einer eigenen Familie wagen dürfen. Oft kommen wirkliche Verfehlungen der Eltern hinzu (Alkoholismus, sexuelle Ausschweifungen); aber selbst diese Fehler wurzeln vielfach in ungesunden sozialen Verhältnissen und sind auch Folgen einer der Natur entfremdeten, entgleisten Gesellschaftordnung. Späte Ehemöglichkeit fördert die Prostitution; und wer als Junggeselle kein behagliches Heim hat, begrüßt im Gasthaus sein wahres Asyl.

Doch wie der Arzt, der den Kranken vor sich hat, haben auch wir nicht nach der Schuld, sondern nach den Mitteln zur Rettung zu fragen. Wir sind nicht von so derber Moral, daß wir frischweg erklären: „Na ja, der Bengel ist eben ein Kümmerling und muß tauglicheren Menschen Platz machen; so wills das Gesetz der Auslese." Mit solchem Spruch wird sich in der Praxis seiner eigenen

Familie kein Elternpaar zufrieden geben, das einem zarten Kinde das Leben geschenkt hat. Bei den Menschen kommt es nicht allein und nicht zuerst auf körperliche Kraft an: Kräfte des Geistes, des Gemüthes, des Willens können den Körper meistern. Es wäre interessant, festzustellen, wie große Kulturgüter und Fortschritte gerade solchen Menschen verdankt werden, die als Kinder schwächlich oder krankhaft nervös waren. Man denke nur an Melanchthon, Voltaire, Kant, Friedrich von Preußen, Kaiser Wilhelm den Ersten. Wir wissen heute, daß angeborene Schwäche durch geeignete Pflege zum großen Theil überwunden werden kann. Ich habe es an mir selbst und an den mir Nächsten erfahren. Als Zwilling schwach geboren, habe ich in meiner Kindheit alltäglich mein rohes Ei essen und Leberthran trinken müssen und bin durch die rechte Pflege so stark geworden, daß ich als Student schon mit allen Anderen in Arbeit und Vergnügen Schritt halten konnte und seitdem Jahrzehnte lang von Schwäche und Nerven nichts mehr wußte. Mein ältester Sohn war auch sehr zarter Konstitution, aber ich habe Mittel gefunden, aus dem weinerlichen, ängstlichen, anfälligen Kindchen einen Jüngling heranzubilden, der sich an Körper und Geist jetzt mit den stark geborenen Altersgenossen messen kann. Er macht mit dem Rucksack seinen Marsch von zehn Stunden im Gebirge ohne Anzeichen der Ermüdung, hat seinen normalen Schlaf und Hunger und einen gegen das Wetter prächtig abgehärteten Leib. In der Unterprima hat er den zweiten Platz und seine Schulzeugnisse zeigen nur lobende Prädikate. Und den selben Erfolg hatte ich mit dem zweiten Jungen, der mit fünfzehn Jahren zu den besten Schülern der Obersekunda gehört und auch körperlich zu Kraft gediehen ist.

Wie wurde Das erreicht? Zuerst durch die rechte Diätetik der Seele. Die erregbaren Kinder, die vor Schulangst nicht schlafen konnten, wurden der Schule so lange fern gehalten, bis sie der unberechtigten Furcht ledig wurden. Ich habe (Dank der Schule, deren Großmuth mirs erlaubte!) das Unglaubliche möglich gemacht, daß mein Aeltester als Zweiter in der Unterprima sitzt, obgleich er erst seit ungefähr vier Jahren eine Schulbank drückt. Er müßte im normalen Verlauf drei Vorschulklassen mit drei Jahren und von Sexta bis Unterprima sieben, im Ganzen zehn Schuljahre haben und hat kaum vier. Das erreichte ich dadurch, daß ich ihn erst in der Quinta anfangen ließ und jeden Sommer von Ostern oder Juni an ins Gebirge schickte, wo er meist ohne jeden Unterricht durch Privatfleiß und durch den lebendigen Verkehr mit geistig angeregten Menschen seine normale Entwickelung auch im Geistigen

fand. Und das Selbe gelang mit dem Zweiten, der in Sexta begann, seitdem fast in jedem Jahr ein halbes der Schule fern blieb und seine nervöse Schwäche beinahe völlig abgelegt hat.

Zahlreich sind die Briefe und Besuche von Eltern, die in ernster Sorge um das Leben ihrer nervösen Kinder meinen Rath eingeholt haben. Selten konnte ich ihnen so dienen, wie ich wollte. Noch fehlt es an Schulen, wo die schwachen und kränklichen Kinder in rechter Rücksicht auf ihre Schwäche erzogen und unterrichtet werden. In den großen Klassen mit ihrem nothwendigen Fabrikbetrieb verkümmern sie und leben jammervolle Tage. Die Schule erklärt mit Recht, daß sie zu schwachen Kindern in Rücksicht auf die nun einmal vorgeschriebenen Lehr- und Bildungziele und in Rücksicht auf die Starken, Gesunden und deshalb mit Recht Bevorzugten nicht gerecht werden könne. Sie weist die Kinder, die eine normale Behandlung nicht vertragen, in Privatschulen, Landerziehungheime und Sanatorien. Vielen wird dadurch geholfen; nicht allen. Auch in solchen Anstalten herrscht der Normal-Lehrplan mit den streng abgemessenen Klassenzielen; und wo Gleiches erreicht werden soll, werden im Wesentlichen auch gleiche Anstrengungen zu machen sein. Oft schadet sogar ein übertriebener Körperkultus den Nerven, die Ruhe brauchen oder doch nur gemäßigte und sorgsam zugemessene körperliche Bewegung. In den Sanatorien aber, wo die Kinder all Dies finden, fehlt es meist wieder an der rechten geistigen Kost. Unter Erwachsenen fühlen sich die Kinder zurückgesetzt und vernachlässigt, eingeengt und eingeschüchtert, namentlich aber gelangweilt. Sie wissen nicht, was sie mit dem endlos scheinenden Tag anfangen sollen, und leiden unter der Angst, daß sie immer mehr hinter ihren Altersgenossen in der Schule zurückbleiben. Diese Angst stört den Heilprozeß und verschuldet oft, daß die Patienten, in innerer Unruhe und Ungeduld, die Heilung nicht abwarten und mit den ersten, leichten Erfolgen schon zufrieden sind. Die zu früh in die Schule Zurückgekehrten erliegen dann bald wieder den alten Zuständen, schleppen so ihr Leiden von Klasse zu Klasse und erreichen die oberste mit einem für das ganze Leben untauglichen Körper. Das sind die unglücklichen Schwächlinge, die dann im öffentlichen Leben so leicht erliegen und die erschreckend wachsende Menge der Kandidaten für Irrenanstalten und für den Selbstmord bilden oder, wenn es nicht zum Aeußersten kommt, mit Sorgen und Schmerzen hoffnunglos und freudlos hinvegetiren.

Tausende solcher Kinder wachsen in unseren Großstädten auf und ihre Zahl wird zunehmen, je mehr die Großstädte wachsen und die gesunden Verhältnisse aus dem Leben der Miethkasernen-

bewohner schwinden. Wir wissen, daß in weitem Umkreis um Berlin schon von der Bauspekulation für solche Miethkasernen der Bebauungplan fertig vorliegt und polizeiliche Genehmigung hat, der zwölf Millionen Einwohnern Unterkunft geben soll. Man versuche einmal, sich klar zu machen, was diese Thatsache für die Zukunft der deutschen Jugend bedeutet!

Eine weitblickende Erziehungreform wird das Bemühen aufgeben, mit untauglichem Werkzeug an den Lehrplänen zu basteln; sie wird Einrichtungen schaffen, die eine Aufzucht lebenstüchtiger Menschen ermöglichen und verbürgen. Die armen Kinder, die als Opfer ungesunder Zustände schon mit gebrochener Kraft ins Leben treten, müssen mit ganz besonderer Sorgfalt gepflegt, ihrer Natur gemäß behandelt und entwickelt werden. Wir brauchen Schulen und Asyle für das Heer der schwachen, nervösen Kinder, die in der Normalschule zerrieben werden und ungerecht leiden, weil ihre Nervenschwäche als moralischer Mangel unter Strafe gestellt wird; die meisten angeblich oder thatsächlich ungezogenen, zerstreuten, trägen, unlustigen und unwilligen Schulkinder sind krank. Statt sie anzuspornen durch Versprechungen, Tadel und Strafen, statt sie durch Nachhilfestunden noch mehr zu belasten und deshalb noch kränker zu machen, sollte man sie als Kranke behandeln.

„Was sollen wir thun?“ So fragen mich die mit Recht bekümmerten und doch hilflosen Eltern.

Meine Antwort lautet: „Helft uns Heilpädagogien schaffen!“ Anstalten, die sich gerade solcher schwachen Kinder annehmen und ihr ganzes Wirken nach den Bedürfnissen dieser Kinder einrichten; Sanatorium und Erziehunghaus sind, wo es zuerst und vor Allem darauf abgesehen ist, die Kinder gesund und tüchtig zu machen, und wo neben dem erfahrenen Jugendbildner ein erprobter Nervenarzt waltet; Anstalten, die dem Schwächling eine Heimath geben, die gerade diesen auch im Gemüth schwachen und allen Einflüssen zugänglichen Kindern unentbehrlich ist; Anstalten, in denen sie, dem zu harten Zwang der öffentlichen Schule, dem zu hitzigen Wettkampf mit besser begabten oder leistungfähigeren Kindern entrückt, Zeit, Ruhe und Stimmung finden, sich auf ihre eigene Natur und deren Gaben zu besinnen; Anstalten, die auf Berechtigungscheine verzichten, sich aber den Ehrgeiz wahren, die der öffentlichen Schule auf längere oder kürzere Dauer entnommenen Kinder so in ihrem ganzen Wesen zu festigen, daß sie dann ohne beträchtliche Einbuße an Zeit wieder in den Wettkampf mit den gesunden Schülern eintreten können. Alles hängt an der rechten Oekonomie der Kräfte. Meine schwachen Knaben haben in vier bis fünf Schuljahren er-

reicht, was sonst neun erfordert. Durch rechte Ausnutzung der Lebensenergie konnte die Hälfte Schulzeit gespart werden.

Ich hätte Lust, einen Versuch mit einem solchen Heilpädagogium in der Nähe von Berlin zu wagen; die rechten Männer zur Mitarbeit sind auch schon gewonnen. Ist die Zeit dafür schon reif? Die Antwort auf diese Frage kann ich selbst nicht geben; sie muß von außen her kommen. Eltern und Pfleger, die für das Lebensglück schwacher Kinder bangen, Menschenfreunde, die helfen wollen, die Lebenskraft unseres Volkes zu steigern, mögen sich mir verbünden. Dann wird sich erweisen, ob aus einem richtigen Gedanken bald auch die rettende That erwachsen soll.

Steglitz, Arndtstr. 35. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.



Alfred de Musset.*)

In der Geschichte der Menschheit giebt es einige Bevorzugte, die ein gütiges Geschick, vom Zauberglanz ewiger Jugend umstrahlt, in die Ewigkeit eingehen ließ. Raffael, Giorgione, Watteau, Mozart, Schubert, Chopin, André Chénier, Lord Byron, Shelley, Keats, Aubrey Beardsley: sie Alle sind in der Blüthe ihrer Jahre dahingegangen, ohne daß der Vollendung ihres Schaffens Etwas zu fehlen scheint. Ja, es ist, als ob aus ihren Werken nur eine noch heißere Gluth hervorleuchte, die sie dem Herzen der Nachwelt besonders theuer macht, wie wir das Andenken eines jung verstorbenen Bruders zugleich als Erinnerung an unsere eigene Jugend inniger hegen und ehren.

Zu diesen ewig jugendlichen Geistern gehört auch Alfred de Musset, obwohl ihn der Tod erst als Siebenundvierzigjährigen von der Last seines Lebensrestes erlöst hat. Denn in einem Alter, in dem Andere noch die Hochschule besuchen, gab er sein erstes Buch heraus und fast Alles, was seinen Namen unsterblich gemacht, ist

*) Der Dichter ist am elften Dezember 1810 geboren worden.

von ihm zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahr geschaffen worden. Seine Frühreife war erstaunlich, aber sie trug den Keim des frühen Todes in sich; und wie sie ihn zwang, in der kurzen Frist von zehn Jahren Jugend, Kraft und Genie in berauschender Fülle zu verschwenden und wie ein edler Renner das Leben zu durchrasen, so ließ sie ihn nachher ermattet und kraftlos am Wege liegen, in Betäubung und schweigend das Ende erwarten. Nachdem aber das kranke und ruhelose Herz zu schlagen aufgehört, hat das Schicksal im Antlitz des Toten die Falten geglättet, auf die bleiche Stirn den Schimmer immerwährender Jugend geküßt und seine schönsten Dichtungen mit goldenen Lettern in das Ewige Buch der Kunst eingetragen.

In Frankreich sind noch heute die Meinungen nicht geklärt, wem der Lorber des ersten lyrischen Dichters zu reichen ist, ob Lamartine, Victor Hugo oder Alfred de Musset. Für die gebildete Welt außerhalb seines Heimathlandes ist die Frage beantwortet. Mögen Lamartine und Victor Hugo auch große französische Dichter sein: Alfred de Musset hat die Schranken der Nationalität überwunden, er ist in die Weltliteratur eingegangen und sein goldumkränztes Haupt ruht zu Füßen der wenigen Ganzgroßen im Reich der Dichtung.

Und seltsam genug: er ist viel französischer als seine beiden Mitstreiter. Lamartines elegische Weiche und Hugos Wortpracht und rauschende Fülle, die an prunkhafte Barockbilder mit stürmisch gebauschten Vorhängen und flatternden Fahnen aus der Zeit des vierzehnten und fünfzehnten Ludwigs erinnert, sind im Grunde gar nicht französisch oder stellen doch nur eine Seite der französischen Art dar. Das eigentlich Gallische, das Warmblütige, Großherzige, das, aus innerer Vornehmheit geboren, oft kühn, ja, verwegen über die Lippen springt, im letzten Augenblick aber gemildert durch eine geistreiche, lächelnde Wendung, die wie eine blitzende Degenklinge sich ehrfurchtvoll neigt: gerade Das ist die Eigenart Alfreds de Musset. Und er kommt geraden Weges aus der Blüthezeit französischer Lyrik, der Zeit Ronsards und Joachims du Bellay, gleichsam als ob Boileau, Corneille und Racine nicht gelebt hätten (Erscheinungen, die man, mit Ausnahme Molières, sich aus der französischen Literatur wegdenken könnte, ohne daß ihr wesentlich französischer Charakter eine Einbuße erleiden müßte). Und es ist ein eigenthümlicher Zufall, daß die Vorahnin Mussets jene Cassandra Salviati war, an die Ronsard zehn Jahre hindurch seine schönsten Gedichte gerichtet hat, und noch mehr, daß er in direkter Linie von den Du Bellay-Langey abstammte, die Vettern

des gleichnamigen Dichters waren. Ein reizendes Madrigal Ronsards lautet:

Si c'est aymer, Madame, et de jour et de nuict
Resver, songer, penser le moyen de vous plaire,
Oublier toute chose et ne vouloir rien faire
Qu'adorer et servir la beauté qui me nuit,

Si c'est aymer, de suivre un bonheur qui me fuit,
De me perdre moy-mesme et d'estre solitaire,
Souffrir beaucoup de mal, beaucoup craindre et me taire,
Pleurer, crier mercy, et m'en voir esconduit,

Si c'est aymer, de vivre en vous plus qu'en moy-mesme
Cacher d'un front joyeux une langueur extrême,
Sentir au fond de l'âme un combat inégal,
Chaud, froid comme la fièvre amoureuse me traite,

Honteux, parlant à vous, de confesser mon mal:
Si cela c'est aymer, furieux je vous ayme,
Je vous ayme; et sçay bien que mon mal est fatal:
Le cœur le dit assez, mais la langue est muette.

Und Musset ruft seiner Ninon zu:

J'aime, et je sais répondre avec indifférence;
J'aime, et rien ne le dit; j'aime, et seul je le sais;
Et mon secret m'est cher, et chère ma souffrance;
Et j'ai fait le serment d'aimer sans espérance
Mais non pas sans bonheur, je vous vois: c'est assez.

Sollte man glauben, daß zwischen diesen beiden Gedichten zweieinhalb Jahrhunderte liegen, und fühlt man nicht deutlich die Verwandtschaft des Tons und der Grundstimmung? Es ist befremdlich, beinahe unverständlich, daß ein Volk von der hohen Kultur des französischen sich von einem im Grunde so hölzernen, poesielosen Mann wie Boileau in seinem Werk „L'Art poétique" einfach diese Dichter aus der Literaturgeschichte wegstreichen und damit den Strom abdämmen ließ, der noch Leben und Kraft zeigen konnte. Fast zwei Jahrhunderte schwieg die wahre französische Poesie. Erst in André Chénier erwachte sie plötzlich wieder. Da war es nun kein Wunder, daß die Reaktion, die mit Victor Hugo einsetzte, zumal in der politisch schwächlichen Zeit, die dem Sturz Napoleons folgte, nach hallenden Worten, nach langtönenden, reichen Reimen, nach glühenden Farben und glänzenden Bildern griff, um sich von dem Schweigen zu erholen, um die Hörer aufzurütteln und ihnen mit lauter Stimme zuzurufen, daß wieder französische Dichter erstanden seien. Und in den Kreis, der sich als

Cénacle um Victor Hugo schaarte, trat nun plötzlich der siebenzehnjährige Alfred de Musset mit dem zögernden Geständniß, daß auch er Verse mache. Mit zwanzig Jahren veröffentlichte er sein erstes Buch, die „Contes d'Espagne et d'Italie“. Spanien und Italien: Das waren die Länder, nach denen die französische Jungromantik sehnsuchtvoll hinüberblickte. Da gab es Farben, Abenteuer, dunkeläugige Frauen mit rasch aufglühenden Herzen und Sinnen, Degen und Stilete. Und in diesem farbig überreizten, sinnlich entflammten Stil waren auch die Gedichte und kurzathmigen Dramen Mussets geschrieben, der danach als vollgiltiges Mitglied in das Cénacle aufgenommen wurde. Sehr bald aber machte sich doch bemerkbar, daß er nicht in die Fußstapfen Hugos trat, sondern seine eigenen Wege ging, deren Anfänge der literarisch scharfäugige Sainte-Beuve schon in seinen ersten Gedichten wahrgenommen hatte. Gegenüber der farbenprächtigen, bilderreichen Art Hugos war er von gesuchter Einfachheit; er verschmähte die sogenannten reichen Reime, gewann aber dadurch an Eindringlichkeit und Schärfe des Ausdrucks. Und er besaß Herz und besonders Geist und ließ sie, nicht nur tönendes Pathos, sprechen. Zugleich fing er an, erst leise, dann lauter, die Bestrebungen der Romantiker zu persiffliren, bis er mit der „Ballade à la Lune“, in der er sich nicht scheute, dieses Symbol aller Romantik mit einer geschwollenen Spinne zu vergleichen, alle künstlerischen Beziehungen zu ihnen löste. Damit war sein literarischer Ruhm einstweilen beendet. Victor Hugo wandte sich von ihm ab, für die Feinheit seines an Ronsard und die Plejade anklingenden einfachen Stils hatte oder zeigte man kein Verständniß und viele „gebildete“ Leute, die seine Ballade an den Mond ernsthaft genommen oder auch nur von ihr gehört hatten, haben von ihm erst mehr erfahren, als der Dichter verstummt war und seine Stücke auf der Bühne erschienen. Die wahre Anerkennung hat er erst nach seinem Tode gefunden, wie es bei großen Begabungen, außer in der kulturell hoch entwickelten Renaissancezeit, fast immer üblich gewesen ist.

Als Dreiundzwanzigjähriger veröffentlichte er dann sein zweites Buch „Un Spectacle dans un Fauteuil“, in dem die Abkehr vom Romantismus vollzogen war, das aber, wie von einem Jüngling, der noch nichts erlebt hatte, zu erwarten war, trotz einer überraschenden Begabung für die Form und funkelndem Geist noch viel Unreifes brachte. Immerhin stehen in dem Gedicht „Namouna“ die Strophen über Don Juan, die in der französischen Literatur unsterblich geworden sind.

Kaum aber war sein Buch erschienen, als er die Bekanntschaft

der Frau machte, die ihn nach kurzer Zeit in Venedig kaltblütig an seinem Krankenbett betrog. Diese Täuschung reifte ihn zum Mann, und als er nach schweren inneren Kämpfen die Leidenschaft besiegt hatte und wieder zur Feder griff, da war alles Unfertige in ihm überwunden, wie Schlacken vom Edelmetall abgefallen. Mit einem Schlag war er nun der große Dichter, dessen Verse, die mit seinem Herzblut geschrieben waren, von tiefer, lange nachhallender Empfindung zitterten. Meisterwerk folgte nun auf Meisterwerk. Nach kurzen Zwischenräumen schrieb er sein Medicäerdrama „Lorenzaccio“, den Roman „La Confession d'un enfant du siècle“, die Komoedien „Le Chandelier“ und „Un Caprice“, das Proverbe „Il ne faut jurer de rien“, dem dann später noch das Proverbe „Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée“ und das Drama „Carmosine“ folgten. Zugleich schuf er die Gedichte, die seinen Namen unsterblich gemacht haben, die Nuits de Mai, de Décembre, d'Août und d'Octobre, „Lucie“, die „Lettre à Lamartine“, die Stanzen an die Malibran, an Ninon, „L'Espoir en Dieu“ und später „Le Souvenir“ und „Après une lecture“.

Sein dichterisches Genie schaltete nun mit souverainer Sicherheit; für jede Nuance der Empfindung stand ihm der zarteste Ausdruck zu Gebot, seine Verse hatten einen weichen und süßen Klang, wie die französische Dichtkunst ihn vorher nicht gekannt und nachher, trotz Verlaine und den belgischen Dichtern, in dieser Reinheit nicht wieder erreicht hat. Und diese Gedichte eben weisen ihm die einzigartige Stellung an, die er in der Literatur aller Völker einnimmt und die ihn weit über alle nationalen Vergleiche hinaushebt. Es ist eine Schönheit des Wortes und der Empfindung darin, die ihresgleichen nicht hat, und auf manche paßt das Wort, das er seiner Muse in der „Mainacht“ in den Mund legt:

Les plus désespérés sonts les chants les plus beaux.
Et j'en sais d'immortels qui sont de purs sanglots.

Er fühlte sich nun im Vollbesitz seiner Dichterkraft; und nie ist das Wesen des lyrischen Dichters zu innigerem Ausdruck gekommen als in den unübersetzbaren Versen aus dem Gedicht „Après une lecture“, die man kennen muß, um diesen dichterischen Genius voll zu würdigen:

Celui qui ne sait pas, quand la brise étouffée
Soupire au fond des bois son tendre et long chagrin,
Sortir seul au hasard, chantant quelque refrain,
Plus fou qu'Ophélia de romarin coiffée,
Plus étourdi qu'un page amoureux d'une fée,
Sur son chapeau cassé jouant du tambourin;

Celui qui ne voit pas, dans l'aurore empourprée,
Flotter, les bras ouverts, une ombre idolâtrée;
Celui qui ne sent pas, quand tout est endormi,
Quelque chose qui l'aime errer autour de lui;
Celui qui n'entend pas une voix éplorée
Murmurer dans la source et l'appeler ami;

Celui qui n'a pas l'âme à tout jamais aimante,
Qui n'a pas pour tout bien, pour unique bonheur,
De venir lentement poser son front rêveur
Sur un front jeune et frais, à la tresse odorante,
Et de sentir ainsi d'une tête charmante
La vie et la beauté descendre dans son cœur;

Celui qui ne sait pas, durant les nuits brûlantes
Qui font pâlir d'amour l'étoile de Vénus,
Se lever en sursaut, sans raison, les pieds nus,
Marcher, prier, pleurer des larmes ruisselantes,
Et devant l'infini joindre des mains tremblantes,
Le cœur plein de pitié pour des maux inconnus;

Que celui-là rature et barbouille à son aise;
Il peut, tant qu'il voudra, rimer à tour de bras,
Ravauder l'oripeau qu'on appelle antithèse
Et s'en aller ainsi jusqu'au Père-Lachaise,
Trainant à ses talons tous les sots d'ici-bas;
Grand homme, si l'on veut; mais poète, non pas.

Seelisch Zarteres als die vorletzte Szene aus „Le Chandelier" und die beiden letzten Szenen von „Carmosine" ist in keiner Dichtung zu finden. Und Mussets Novellen „Emmeline" und „Le fils du Titien" stellen sich an die Spitze aller Meisterwerke gleicher Art, wie Turgeniew und Heyse neidlos anerkannt haben. Auch hier ists eben nicht allein der Dichter, der das Wunder vollbringt; der Mensch mit dem vollen, heißen Herzen findet, ohne sie zu suchen, immer die Töne, die unmittelbar wieder zu Herzen gehen und dem Leser in dem Dichter einen Freund und Begleiter fürs Leben schaffen. Wer einmal den tiefen Reiz dieser Dichtungen empfunden hat, kehrt immer wieder zu ihnen zurück, um von Neuem den warmen Hauch zu spüren, der ihnen entströmt und mit seltsamem Zauber das Herz umfängt. Mit wenigen Ausnahmen hat man bei anderen Dichtern doch immer das Gefühl des Erdichteten, während hier die Seele unmittelbar zur Seele spricht und man der Wahrheit durch einen leichten, dunklen Schleier ins unergründliche Auge zu blicken meint. Diese Empfindung ist es, die den sonst nicht leicht überquellenden Taine trieb, am Schluß seiner Geschichte der englischen

Literatur (und zwar eigentlich ohne zwingenden Anlaß) Musset dem Engländer Tennyson gegenüber zu stellen und die schönsten Worte zu sprechen, die über ihn gesagt worden sind und die in dem Satz gipfeln: „Celui-là au moins n'a jamais menti", im Munde Taines ein Lob von besonderer Tiefe. Seltsam genug: die Mitwelt hat diesen Poeten in seiner künstlerischen Reife kaum bemerkt. Wie Heinrich Heine erwähnt, wußte die Welt, in der er lebte, wenig von ihm, obwohl der Herausgeber der „Revue des deux Mondes", Buloz, der früh genug diesen Genius würdigte, in seiner Zeitschrift fast Alles von ihm zum Abdruck brachte. Als diese ewigen Gedichte als „Poésies nouvelles" gesammelt 1840 erschienen, blieben sie unbeachtet. Und ihr Verfasser war damals erst dreißig Jahre alt.

Ob diese Vernachlässigung nicht dazu beigetragen haben mag, den Dichtermund so früh verstummen zu lassen?

Erst als in seinen letzten Lebensjahren die aus Rußland heimgekehrte Schauspielerin Frau Allan-Despréaux in seinem Stück „Un Caprice" einen großen Erfolg errang und nun auch die besten seiner Bühnenwerke in das ständige Repertoire aufgenommen wurden, erst da wurde sein Name bekannter. Zu spät für ihn; dieser Erfolg konnte ihn nicht mehr zu Neuem anregen. Seine Aufnahme in die Académie Française konnte es natürlich noch weniger. Und als er in der Nacht nach dem ersten Maitag des Jahres 1857 die Augen für immer schloß, hatte er seit einer Reihe von Jahren nichts von Bedeutung mehr geschrieben. Nur in der 1850 erschienenen „Carmosine" hatte er noch einmal den ganzen Zauber seiner Seelenkunst aufleuchten lassen und Gestalten von einem inneren Adel geschaffen, die wie durch einen Silberschleier von der Welt der Wirklichkeit geschieden sind. In ihnen ist das Gefühl lebendig, das dem Dichter einst — als Variante zum Andréa del Sarto — die an sprachlicher Schönheit die Originalfassung übertreffenden Worte eingegeben hat:

> Les poètes se sont trompés; ce n'est pas l'Esprit du mal qui est l'ange déchu, — c'est celui de l'amour, qui après le grand œuvre ne voulut pas quitter la terre, et tandis que ses frères remontaient au ciel, laissa tomber ses ailes d'or au pied de la beauté qu'il avait créée."

Zu den Füßen der Schönheit hat auch er gekniet, der Engel hat ihm den süßesten Sang auf die Lippen geküßt und unter dem Schutze seiner silbernen Flügel hat er, trotz Allem und Allem, gestanden, sein Leben lang.

Hamburg. Theodor Suse.

Bei Tolstois.

Bei meiner Ankunft in Jasnaja Poljana fand ich die Gräfin Sofia A. Andrejewna Tolstoi in heftigen Schmerzen. Sie schrie laut und riß sich Alles vom Leibe. Die agonieähnlichen Schmerzen waren weder durch heiße Umschläge noch durch Cocain oder Atropin zu lindern. Die Kranke schrie Tag und Nacht. Im Haus war Alles fassunglos. Aus den wenigen Worten, die ich mit dem Grafen Tolstoi wechselte, gewann ich die Ueberzeugung, daß er keine Hoffnung mehr habe und den Tod der Kranken als unvermeidlich ansehe.

Ich ging in das Krankenzimmer, um die Gräfin zu untersuchen, sah aber bald, daß es während dieser Schmerzen unmöglich sei. Ich forderte Morphium, spritzte ein Viertelgramm ein und legte Eis auf die Geschwulst am Unterleib. Die Kranke wurde ein Wenig ruhiger.

Nach der Besichtigung neigte ich zu der Annahme, daß eine ulcerirende Cyste vorhanden sei, die eine Operation nöthig mache, und wandte mich an Tolstois Sohn Andrej mit der Bitte, ein Telegramm wegzuschicken, das meine Assistenten aus Moskau herbeirief.

Neben dem Krankenzimmer richtete Dr. Tschekan einen Raum für die Operation her. Dem Mann und den Kindern sagte ich, meine Diagnose sei zwar nicht ganz sicher; ich halte aber für wahrscheinlich, daß sich eine ulcerirende und zerfallende Cyste gebildet habe. Dann erklärte ich Tolstoi den Vorgang im Körper.

Er sagte: „Das ist interessant. Ja, ja, so muß es wohl zugehen . .“

Ich kehrte mit Dr. Polilow in mein Zimmer zurück und wir besprachen die bevorstehende Operation. Dabei erwogen wir alle in Betracht kommenden Umstände: die ungenügende Desinfektion und das schlechte Licht des Raumes; etwa denkbare Komplikationen: Peritonitis, Perforation; das erschöpfte Nervensystem der Kranken; ihr Alter; außerdem ihre soziale Stellung und Bekanntheit; das Interesse, das nicht nur Rußland, sondern auch das Ausland an der Kranken hatte; die Wirkung der Operation auf Tolstois Leben und Thätigkeit; die ungeheure Verantwortung, die ich auf mich nahm. Dabei wiederholte ich, daß ich, nach so ungenügender Untersuchung, meiner Diagnose nicht absolut sicher sei und daß vielleicht einer der Kollegen mich eines Besseren belehren könne. Für jeden Fall mußten wir einen angesehenen Zeugen alles Geschehens vor wie während der Operation haben. Dr. Polilow schlug ein Konsilium vor. Nach einer Wendung zum Günstigen konnte die Gräfin vielleicht in ein moskauer Krankenhaus geschafft werden. Ich bat den Grafen Andrej zu mir, theilte ihm meinen Entschluß mit und forderte ihn auf, mit dem Vater alles Nöthige zu besprechen. Wir beschlossen, Professor Phenomenow aus Petersburg herbeizurufen.

Andrej sprach mit seinem Vater und kam dann mit seiner Schwester Maria und deren Gatten, dem Fürsten Obolenskij zurück. Sie sagten, ihr Vater und sie Alle seien gegen unseren Vorschlag. Sie vertrauten

mir und glaubten nicht, daß eine neue Konsultation nothwendig sei. Ich wiederholte mein Anerbieten und rieth, das Gutachten einer unbetheiligten Autorität nicht gering zu schätzen. „Meine Diagnose ist nicht sicher. Vielleicht treten neue Umstände ein, die eine Operation überflüssig machen. Auf diese Weise vermeiden wir, was Ihnen so schrecklich vorkommt.“ Schließlich stimmten sie zu und das Telegramm an Professor Phenomenow ging ab. Nach unserer Berechnung konnte er in der Nacht nach dem Freitag eintreffen und Sonnabend früh die Entscheidung fallen.

Am Freitag verschlimmerte sich der Zustand der Kranken. Die Schmerzen wichen nicht, die Temperatur stieg und drohende Symptome einer Peritonitis wurden merkbar. Wir verbrachten die Zeit in gedrückter Stimmung.

Um sieben Uhr abends kamen meine Assistenten Gaitschman und Ulitin aus Moskau mit den nothwendigen Instrumenten und Verbandzeug. Mir wurde etwas leichter zu Muth; ich fühlte wieder festen Boden unter den Füßen. Die drohende Perforation, die jede Minute eintreten konnte, traf uns jetzt nicht mehr unvorbereitet.

Inzwischen kam von Phenomenow die Antwort, daß er Sonnabend früh eintreffen werde. Die Assistenten gingen an die Vorbereitung zur Operation; Alles war in regster Thätigkeit.

Etwas leichteren Herzens legte ich mich schlafen, obwohl der Zustand der Kranken sich allmählich verschlimmerte. Als ich um sechs Uhr erwachte, erfuhr ich, daß Professor Phenomenow noch nicht gekommen sei. Das Befinden der Kranken war seit dem Abend nicht verändert.

Ich untersuchte mit den anderen Aerzten die Gräfin und fand, daß die Operation jetzt unbedingt nothwendig und nicht mehr aufzuschieben sei. Wenn der Darm sich nicht bald leerte, wurde die Operation (durch die Blähung) unmöglich und der Tod der Gräfin gewiß.

Die Aerzte stimmten meiner Auffassung zu. Ich benachrichtigte die Familie. Um neun Uhr morgens machten wir Versuche, die keinen Erfolg hatten. Da sagte ich zu den Kindern: „Wenn die Kranke nicht sofort operirt wird, stirbt sie. Und so wichtig die Mitwirkung des Kollegen Phenomenow mir wäre, bin ich doch gezwungen, unverzüglich zur Operation zu schreiten.“

Die Kranke klagte während der ganzen Zeit, daß sie mit diesen entsetzlichen Schmerzen nicht weiter leben könne. „Also zerschneiden Sie mich!“ sagte sie.

Ich ging zu Tolstoi und sagte ihm, die Operation müsse sofort vorgenommen werden.

Er antwortete: „Ich sehe den Zustand meiner Frau mit trüben Augen an; sie ist gefährlich krank. Der große feierliche Augenblick des Todes naht, der versöhnend auf uns wirkt. Wir müssen uns dem Willen Gottes fügen. Ich bin gegen eine Einmischung, weil sie den erhabenen Todesakt stört. Wir Alle müssen heute, morgen, vielleicht in fünf Jahren sterben. Ich verstehe, daß Sie nicht anders handeln

können. Ich schalte mich ganz und gar aus; bin weder dafür noch dagegen. Da versammeln sich die Kinder; auch mein ältester Sohn Sergej kommt. Die mögen entscheiden. Außerdem müssen Sie natürlich die Kranke fragen. Wenn sie nichts dagegen hat, thun Sie, was Sie wollen."

Ich sagte: „Vielleicht ist die Operation nicht nöthig. Aber zeigen Sie mir ein Mittel, das die Kranke von ihren Schmerzen befreit. Ich weiß kein anderes Mittel als die Operation."

Tolstoi erwiderte: „Schmerzen sind nothwendig; sie bereiten uns auf den großen Augenblick des Sterbens vor."

Ich sagte: „Lassen wir diese Auseinandersetzung. Ich bin nicht hergekommen, um Sie zu überzeugen, sondern ich wollte Ihnen meine Meinung sagen, die nun zum definitiven Entschluß geworden ist. Ich gehe zur Kranken und frage sie. Und bitte Sie, das Selbe zu thun."

Tolstoi ging fort und kam mit dem Bescheid zurück, die Kranke sei mit der Operation einverstanden. Auch die Kinder erklärten nun die Operation für nothwendig. Tolstoi hatte ihnen das Selbe gesagt wie mir.

Die Kranke wünschte, von den Angehörigen Abschied zu nehmen, nachdem sie gewaschen und angekleidet war. Das geschah. Auch das Gesinde kam und nahm weinend Abschied. Dann rief die Kranke ihre Tochter Maria zu sich und bat um Papier und Bleistift, um sich von dem abwesenden Sohn Lew zu verabschieden.

11 Uhr 40 Minuten: Wir beginnen, noch im Schlafzimmer, mit der Narkose. 12 Uhr 8: die Kranke wird in den Nebenraum gebracht. 12 Uhr 17: sie ist noch nicht bewußtlos. 12 Uhr 32: der Bauchschnitt wird gemacht. Bei der Oeffnung des Bauchfells trafen wir ein vergrößertes Omentum; nachdem die Eingeweide auseinandergeschoben waren, konnte man die Cyste (Geschwulst) sehen. Da sie dünnwandig und mit serumartiger Flüssigkeit gefüllt war, vergrößerte ich den Bauchschnitt, um zu vermeiden, daß sie innerhalb der Bauchhöhle platze. Die Cyste wurde dann leicht herausgezogen. Die Operation dauerte ungefähr sechsundzwanzig Minuten. Die Narkose verlief günstig: keine Cyanose, kein verringerter Puls. Neigung zu Erbrechen. Nicht der kleinste Blutverlust.

Als die Bauchwunde vernäht war, ließ ich der Familie sagen, die Operation sei beendet. Alle Gegenstände wurden aus dem Operationzimmer entfernt und der Raum gereinigt. Ich war tüchtig in Schweiß gerathen und bat um irgendein Kleidungstück. Die Tochter Maria brachte mir den Schlafrock des Vaters. Ich zog ihn an und ging in das frühere Schlafzimmer, um der Familie die entfernte Cyste zu zeigen.

Beim Verlassen des Zimmers traf ich Tolstoi. Er war blaß und finster, schien aber ruhig, fast gleichgiltig. Sein Blick fiel auf meine Hand und er fragte ganz gelassen: „Sind Sie fertig? Das da haben Sie entfernt?"

Ich ging nach unten, um mich umzukleiden. Alle Kinder Tolstois kamen zu mir, unterhielten sich fröhlich und fragten nach dem Verlauf der Operation.

Nach dem Umzug ging ich wieder nach oben ins Eßzimmer, wo ich mit Dr. Gaitschman das Protokol aufsetzte.

Das Frühstück verlief in lebhaftem Geplauder. Tolstoi erschien nicht. Als er mir dann aber begegnete, sagte er, er habe wenig Hoffnung auf einen guten Ausgang, da die Kranke weiter über Schmerzen klage und behaupte, sie leide genau so wie vor der Operation. Es sei, als ob ihr Leib auseinandergerissen würde.

Außer Tolstoi durfte Niemand die Kranke sehen. Er meinte: „Haben Sie die Operation nicht vergebens gemacht?“ Ich antwortete: „Der Zustand ist bedenklich, aber sicher besser als vor der Operation.“

Danach fuhr ich ins Freie und traf bei meiner Rückkehr bereits einen festlich gedeckten Tisch. Man wartete auf Professor Phenomenow. Er kam vor Acht.

Bei Tisch saß ich neben Tolstoi; mir gegenüber Phenomenow. Das Gespräch betraf allgemeine Angelegenheiten, nicht die Gesundheit der Gräfin. Tolstoi war ernst, aß aber mit seinem gewöhnlichen Appetit und bemühte sich, dem neuen Gast liebenswürdig zu scheinen.

Nach Tisch gingen Professor Phenomenow, die Assistenten, zwei Söhne Tolstois und ich in mein Zimmer. Hier wurde die Krankheitgeschichte durchgenommen. Dann besuchten wir die Kranke. Phenomenow fand ihren Zustand für den ersten Tag befriedigend; er hätte, den Umständen nach, schlimmer sein können. Auf die Frage eines Sohnes, wie die Sache nun weiter verlaufen werde, erwiderte er, morgen könne man mit größerer Gewißheit darüber sprechen. Das Selbe wiederholte er dem alten Grafen.

Beim Abendthee wars, in Gegenwart des Hausherrn, ziemlich lebhaft. Um zehn Uhr sahen wir noch einmal nach der Kranken und gingen dann schlafen.

In der Sonntagsfrühe hatte sich der Zustand der Kranken sichtlich gebessert. Phenomenow brachte der Familie diese gute Botschaft. Tolstoi blieb ruhig, schien aber sehr erfreut; er trug den Kopf höher und sah zuversichtlicher drein.

Nachdem wir jede Möglichkeit besprochen hatten, nahm Professor Phenomenow von Allen Abschied und erhielt von Tolstoi zum Andenken eine seiner letzten Schriften mit Widmung.

Vier Tage nach der Operation, als die Kranke außer Gefahr war, verließ ich Tolstois Haus und fuhr nach Anapa. Vorher hatte ich mir ausbedungen, daß mir über den Zustand der Kranken täglich Bericht erstattet werde, damit ich im Nothfall rechtzeitig zurückkehren könne. (Aber der Zustand der Gräfin blieb gut.) Als ich Tolstoi Lebewohl sagte, war er allein in seinem Arbeitzimmer, trug sein gewöhnliches Morgenkleid und las. Er war finster und empfing mich einsilbig. Ich schilderte ihm den Zustand der Kranken und sagte, daß die ärztliche Pflicht mich zur Abreise zwinge. Er wußte, daß ich telegraphisch nach Moskau zur Konsultation gerufen worden war. Er blieb schweigend sitzen; stand auch nicht auf, als ich Abschied nahm, sondern wandte sich

halb um, reichte mir die Hand und murmelte ein höfliches Wort in den Bart. Sein Verhalten bedrückte mich; offenbar war er unzufrieden. Doch hatte weder ich noch einer der Assistenten Grund zu solcher Unzufriedenheit gegeben. Am Ende war seine Verdrossenheit der Uebermüdung zuzuschreiben.

In ihm hatte ein heftiger Kampf getobt. Die eine Hälfte seines Wesens sollte ihm genommen, die Einheit seines ganzen Lebens zerstört werden. Eines Tages sagte er zu der Kranken: „Nun liegst Du im Bett, gehst nicht umher und ich höre Deine Schritte nicht in den Zimmern. Da kann ich gar nicht recht lesen und schreiben." Und als er sie nach der Operation besuchte, sprach rührende Zärtlichkeit aus dem Blick und der Stimme, wenn er eine scherzhafte Bemerkung machte.

In sein stilles, gleichmäßiges Leben war etwas Fremdes, Feindsäliges eingedrungen. Eine Menge fremder Leute, die das ganze Haus auf den Kopf stellten und Alle nöthigten, nur an die Operation zu denken und über sie zu sprechen. Dabei hörte man immer und überall das Stöhnen und Schreien der Kranken. Ein schweres Verhängniß brach über das Haus herein und bedrückte Alle. Tolstoi blieb den Kindern fern; er ging in den Park und betete. Was mochte in dieser Einsamkeit seine Seele erlebt haben? Daß ein Mißgefühl zurückblieb und sich gegen den Hauptschuldigen, den Operateur, richtete, ist begreiflich.

Einen Monat danach war ich wieder in Jasnaja Poljana; sah die freundlichen, anhänglichen Kinder, die Gräfin und den gastfreien Hausherrn. Tolstoi empfing mich mit bezaubernder Liebenswürdigkeit; ganz wie ein Gentleman. Seine Redeweise war bescheiden, gewählt und ungemein freundlich. Ich sah den jungen Tolstoi vor mir. Der Unterschied zwischen diesem und dem alten (aus der Abschiedsstunde) war so groß, daß ich mir sagte: „So wie jetzt wird er sich Dir nie wieder zeigen. Aber diesen letzten Eindruck von Tolstoi kann Dir Niemand nehmen. Der bleibt Dein."

Petersburg. Professor Wassilij Feodorow Snegirew.



Theuerung.

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!" Wir erleben eine Hungerrevolte nach der anderen; aber keine von der gefährlichen Sorte. Statt Pulver, Blei und Säbel giebts Petitionen, Interpellationen, Diskussionen. Und am Ende bleibt Alles beim Alten. Die Klage über die Theuerung der Lebensmittel schlängelt sich nun seit drei Jahren durch die Gespräche ernsthafter Leute. In Deutschland und in Oesterreich hat die Gefährdung der Fleischnahrung die Betroffenen aufgerüttelt. Vor dem Tempel des Reichsrathes in Wien wurden die Fahnen des Aufruhrs aufgepflanzt. Das Volk rief nach dem Blut

argentinischer Rinder. Und siehe: die Einfuhr argentinischen Fleisches wurde erleichtert. Aber die Quantitäten, die zum Verkauf kamen, waren leider zu klein, um den Hunger Aller zu stillen. Im oberösterreichischen Landtag, in dem Parlament der Bauern, wurde beschlossen, die Regirung zur Prüfung der Frage aufzufordern, ob die Grenze für ausländisches Vieh und Fleisch zu öffnen, die Zoll- und Handelspolitik zu revidiren sei. Eine Fanfare also aus Trompeten, die Agrarier an den Mund gesetzt hatten. Der Reichsrath muß den Bericht des Ausschusses über die Theuerungfrage im Plenum behandeln. (Das „Fortwursteln“ wäre in diesem Fall innig zu wünschen; denn an Wurst fehlts ja gerade.) Die Wiener haben mehr Temperament als die Weltstädter an der Spree. Die Agitation wurde dort mit größerer Verve betrieben als im kühlen Norden. Der Deutsche Reichstag hatte sich gleich nach den Ferien mit der Sache zu beschäftigen. Die Sozialdemokraten wollten wissen, was der Reichskanzler gegen die Lebensmitteltheuerung zu thun gedenke; die Konservativen gaben zu, daß eine „bedauerliche Vertheuerung des Fleisches in vielen Städten eingetreten“ sei, und fragten, was der Reichskanzler vorschlagen werde, um die Steigerung der Kleinhandelspreise in den Städten zu hemmen, ohne den Wunsch nach vermehrter Vieheinfuhr zu erfüllen. Die Interpellationen wurden vom Staatssekretär Dr. Delbrück und vom preußischen Landwirthschaftminister Freiherrn von Schorlemer beantwortet; und aus Allem, was vorgebracht wurde, hörte man nur das Nein. Die Regirung ist nicht in „der Lage“, irgendetwas zu thun. Die Maßregeln zum Schutz der inländischen Viehzucht müssen bleiben. Der Einschleppung von Viehseuchen muß um jeden Preis vorgebeugt werden. Die Minister erklärten, daß an die Oeffnung der Grenzen nicht zu denken sei; auch dürfe man nicht von einer Fleischnoth, sondern höchstens von einer Theuerung einzelner Fleischsorten sprechen. Der Herr Landwirthschaftminister gewährte den nach Fleisch Hungernden den Trost, daß Fleisch nicht das einzige, nicht ein unbedingt nothwendiges Nahrungmittel sei. Man könne die Fleischnahrung zum größten Theil ersetzen. Die Vegetarier werden damit einverstanden sein.

Alles Petitioniren und Interpelliren ist fruchtlos geblieben. Vielleicht irrt also das Volk und es giebt gar keine Theuerung. Doch im Süden denken auch die Regirungen anders als im Norden. Bayern hat die Zulassung französischen Viehs durchgesetzt. Die bayerische Regirung hatte vom Bundesrath freilich mehr gewünscht: Zulassung der Einfuhr lebender Schweine aus Oesterreich, Erleichterung der Vieheinfuhr aus Dänemark, Aufhebung der Zölle auf Mais und Futtergerste, Ermäßigung der Frachten für Futtermittel; aber nur der erste Wunsch wurde erfüllt. Aus Furcht vor den Agrariern? Deutsche Viehhändler haben das beste Vieh auf dem pariser Markt aufgekauft. Die Preise gingen in die Höhe, weil nicht genug Vieh da war, um den Bedarf zu decken. Daß man an der Seine nicht gern die feinsten Rinder nach Bayern, Württemberg, Baden verkaufen sieht, ist erklärlich. Die

pariser Fleischer wünschen ein Ausfuhrverbot oder mindestens einen hohen Ausfuhrzoll. Da sieht man den circulus vitiosus. Die Länder sind bei der Versorgung mit Fleisch auf einander angewiesen. Dänemark, Frankreich, Oesterreich-Ungarn produziren mehr Vieh als Deutschland, das die stärkste Bevölkerungzunahme (900000 Menschen im Jahr), also den am Schnellsten wachsenden Bedarf hat. Ginge es im Staatsleben nach der Vernunft, so müßte Alles geschehen, um die Ergebnisse der Viehzucht zu steigern, und jedes Futtermittel von Zoll frei bleiben, damit die Viehhaltung nicht zu theuer wird. Ist das Rohmaterial theuer, so ists auch das Produkt. Bei uns wurde der Maiszoll seit dem Jahr 1906 fast verdoppelt (auf 3 Mark für den Doppelcentner); der Gerstenzoll ging von 2 auf 1,30 Mark zurück. Die Folge ist eine Minderung der Maiseinfuhr von 11½ auf 6½ Millionen Doppelcentner (seit 1905/06) und eine Zunahme des Imports von Futtergerste von 19 auf 25 Millionen Doppelcentner. Das Plus hier kann das Minus dort nicht ausgleichen; denn Mais ist durch Gerste in der Viehfütterung nicht zu ersetzen. Das Wachsthum der Bevölkerung verlangt eine reichlichere Versorgung mit Lebensmitteln; ein Plus von 50 Millionen Kilo Fleisch im Jahr ist nicht zu hoch gerechnet. Dazu die Milch von 50000 Kühen mehr. Wird dieses Bedürfniß gedeckt? Die Frage sollte man erst nach ernster Prüfung beantworten.

In den ersten neun Monaten des Jahres 1910 wurden an Fleisch und Fleischwaaren rund 19 Millionen Kilo in das deutsche Zollgebiet eingeführt. 500000 Kilo weniger als in den selben Monaten des Jahres 1909. Die Einfuhr von frischem Rindfleisch aus Dänemark und den Niederlanden (den Hauptbezugsquellen) war größer, der Import von Schweinefleisch dagegen wesentlich niedriger. Diese Ziffern lehren, wie es mit der Deckung des Bedarfes steht. Und der Viehauftrieb auf den Schlachtmärkten? In den ersten neun Monaten des Jahres 1910 war (nach der Statistik über den Viehverkehr an den vierzig wichtigsten Schlachtviehmärkten Deutschlands) eine Steigerung (im Angebot von Rindern, Kälbern, Schafen und Schweinen) von 8½ Prozent gegen das Vorjahr zu verzeichnen; und im ersten Halbjahr 1910 hat der gesammte Fleischvorrath 12,93 Millionen Doppelcentner, 230000 mehr als im ersten Semester 1909, betragen. Darunter sind 165320 Doppelcentner Pferdefleisch (163424 Doppelcentner), die abgezogen werden müssen, wenn von Fleischnahrung im landläufigen Sinn gesprochen wird. Bleiben also 61604 Doppelcentner (6,16 Millionen Kilo) mehr als im ersten halben Jahr 1909. Erforderlich ist, im richtigen Verhältniß zur Bevölkerungzunahme (aufs halbe Jahr gerechnet), ein Plus von 25 Millionen Kilo. Die Einfuhr ergab, wie ich sagte, in den ersten neun Monaten 500000 Kilo weniger. Das wären im halben Jahr vielleicht 300000 Kilo. Der Vorrath war um 6,16 Millionen größer; so bleibt ein Plus von höchstens 6 Millionen Kilo. An der Menge, die zu fordern war, haben im ersten Semester 1910 also rund 19 Millionen Kilo gefehlt. Ob man dieses Resultat als ausreichendes Zeugniß für

eine Fleischnoth ansehen will oder nicht: darüber scheint im Deutschen Reichstag nur noch das Parteiinteresse zu entscheiden.

Die Steigerung der Preise wird auch von den Staatsministern nicht geleugnet, sondern „als wahr unterstellt“. Das Statistische Amt der Stadt Dresden hat einige Ziffern ermittelt. Im Durchschnitt kosteten Fleisch und Fleischwaaren 1899 1,89, im Jahr 1909 aber 2,20 Mark pro Kilogramm. Die Steigerung beträgt 16,2 Prozent. Vollmilch ging um 14, Magermilch um 16½, Molkereibutter um 12,9, Weizenmehl um 30,7, Roggenmehl um 21 bis 23, Brot um 13 bis 15 Prozent (die größte Preissteigerung bei der schlechtesten Sorte!) in die Höhe. In dem Jahrzehnt, um das es sich handelt, sind auch die Löhne besser geworden, so daß ein Theil der gesteigerten Kosten des Lebens durch die vermehrten Einnahmen gedeckt war. Was aber bedeutet eine Zunahme von 55 Pfennigen im durchschnittlichen Tagesverdienst gegen die unbestreitbare Vertheuerung von Fleisch und Brot? Auf der einen Seite ein Plus von 18½, auf der anderen ein Aufschlag von fast 32 Prozent! Der Landwirthschaftminister hat festgestellt, daß für das Jahr 1910 auf den Kopf der Bevölkerung etwa 30 Kilo Fleisch kommen werden; also ganze achtzig Gramm täglich. Und trotzdem waren die Ziffern der Jahre 1909 und 1908 noch höher. Sicher ist ja, daß die Fleischpreise nicht den Viehpreisen entsprachen. Fleisch bleibt theuer, auch wenn der Viehpreis sinkt. Das erklärt sich durch die Einwirkung eines „kommerziellen“ Umstandes, mit dem die Landwirthe nichts zu thun haben. Rinderfilet kostet im Laden 1,80 bis 2 Mark, auf dem Markt 1,20 bis 1,40 Mark. Kalbsschnitzel bekommt man im Waarenhaus für 1,60 Mark, während man im Laden 2 Mark fürs Pfund bezahlen muß. Die Waarenhäuser bieten alle Sorten Fleisch zu Preisen an, die niedriger sind als die der Schlächterläden. Die Fleischer sind über die „Schmutzkonkurrenz“ der Waarenhäuser empört; aber über ihren Beschwerden steht doch wohl das Interesse des Konsumenten, für das in der „Ramschbude“ besser gesorgt wird als im Spezialgeschäft. Auch eine Preisermäßigung im Engrosverkehr färbt noch lange nicht auf den letzten Preis ab. Der ist durch so viele Zwischenglieder vom Ausgangspunkt entfernt, daß eine Bewegung, die dort beginnt, schon von langer Dauer sein muß, wenn ihre Ausläufer bis ans Ende reichen sollen. Wie beim Fleisch, ists, zum Beispiel, auch bei der Butter. Der Großhandelspreis für Butter Erster Sorte betrug im Oktober 243 Mark für den Doppelcentner gegen 270 Mark im Oktober 1909. Das bedeutet einen Rückgang um 11½ Prozent. Im Kleinhandel war das Verhältniß 2,66 gegen 2,72 Mark fürs Kilo; seit dem Vorjahr also nur eine Ermäßigung um 2¼ Prozent.

Daß die Agrarier die „großkapitalistischen Tendenzen“ für die Theuerung verantwortlich machen, ist leicht zu begreifen. Der Unterschied zwischen Vieh- und Fleischpreisen und manches unvorsichtige Wort haben ihnen die Berechtigung zu ihrer Ansicht geliefert. Als dieser Tage die Sperre über den berliner Schlachthof (wegen des Aus-

bruches der Maul- und Klauenseuche) verhängt wurde, hörte man Bedenken: eine radikale Abschlachtung der vorhandenen paar tausend Rinder werde die Großschlächter schädigen, deren Fleischkammern ganz voll seien. Solcher Einwand nimmt sich im Lärm über Fleischnoth und Theuerung allerdings seltsam aus. Die Entwickelung der Lebensmittelpreise in den Vereinigten Staaten hat ja bewiesen, wie auch in diesem Bezirk die Taktik des Kapitals mitwirkt. Die Vereinigten Staaten könnten eine Bevölkerung ernähren, die doppelt so groß wäre wie die jetzt in der Union lebende. Aber die Preise gingen, trotz dem Reichthum an Vieh und Weizen, in die Höhe, weil die Armour, Patten und Genossen die Hand auf den Schlachthäusern und den Weizenelevatoren haben. Die Großspekulanten waren an der Theuerung schuld. Die dauerte, bis die Bäcker von Chicago und die Fleischer von New York zum Sturm gegen die Brot- und Fleischwucherer bliesen. Die Preise senkten sich vor den Fahnen der hungernden Nation. Seit der Theuerung des Jahres 1909 sind alle Lebensmittel billiger geworden: Weizen, Schweinefleisch, Schmalz, Eier, Zucker. Jetzt sollen die Yankees die Absicht haben, der Welt ein Fleischmonopol, einen Fleischhandelstrust aufzuzwingen. Der nordamerikanische Trust will seinen Ring um Argentinien, Australien und Neuseeland legen und sich damit die Hauptstraßen zum Weltmarkt sichern. Die Armour, Swift, Nelson Morris & Co. haben aus Chicago ein Weltreich der Schweine gemacht. Nun wollen sie die Rinderheerden des La Plata und die Schafe Australiens dem Schweinestaat angliedern, um der Erde den Fleischpreis diktiren zu können. Daß die ersten Nachrichten über den neuen Trustplan in die Tage der parlamentarischen Abschlachtung der Fleischnoth fielen, hätte ein Omen sein können. Vielleicht ein gutes für die Leute, deren idealer Lebenszweck die Negoziirung des Bedürfnisses nach Fleischnahrung bildet. Was in den „Fleischrepubliken“ Südamerikas produzirt wird, wäre ausreichend, um die Erde von der Sorge der Theuerung zu befreien. Aber die Schranken an den Grenzen sind geschlossen, um die Gesundheit von Mensch, Vieh und Hauptkasse zu schützen. Wird der Bogen nicht zu straff gespannt? Die Getreidezölle haben zur Vertiefung des Mißverhältnisses zwischen Gefordertem und Möglichem beigetragen. Mag man immerhin die Gegner des Schutzzolles für agrarische Produkte als Verfechter einer rückständigen Theorie verlachen: Thatsache ist, daß der Weltpreis um den Zollbetrag niedriger ist als der Inlandspreis plus Fracht und Zoll, woraus hervorgeht, daß der einheimische Konsument, nicht der fremde Lieferant den Zoll zu tragen hat. Die Zölle auf Roggen, Weizen und Hafer haben, wie festgestellt worden ist, in den Jahren 1907/09 dem Deutschen Reich 281 Millionen Mark gebracht. Die Preiserhöhungen aber, die durch die Zölle bewirkt waren, betrugen 2¾ Milliarden; nach dem Abzug des Betrages, der in die Reichskasse floß, bleiben also fast 2½ Milliarden, die in private Kassen strömten. Wo diese Geldbehälter zu suchen sind, ist wohl nicht schwer zu errathen.

Die Regirung denkt nicht an Zollerniedrigungen. Wie eifrig sie die heiligsten Güter der Nation bewacht, hat ihre Antwort auf die Frage nach Mitteln gegen die Theuerung gezeigt. Als ob die Zusicherung, daß die deutsche Landwirthschaft sich Mühe gebe, die Viehzucht zu heben, auch nur ein Milligramm mehr Fleisch auf den Tisch des Arbeiters brächte! Der Reichskanzler läßt erklären: „Es giebt keine Fleischnoth." Aber aus allen Winkeln des Reiches werden Boten entsandt, um die Regirung zu bewegen, der Noth zu steuern. „Es giebt keine allgemeine Theuerung." Beweis: der Fleischkonsum im Deutschen Reich ist „nur" um 3400 Gramm pro Kopf seit Ende 1909 zurückgegangen; und der Verbrauch von Hundefleisch hat zugenommen. Die Grenzschlagbäume bleiben geschlossen; offen aber bleibt die Frage, wie der Konsument sich gegen die hohen Preise schützen könne. Die Amerikaner habens mit Strikes versucht und die Trustleute zur Nachgiebigkeit gezwungen. Aber im gesitteten Mitteleuropa kann Solches nicht geschehen. Daß sich die Kaufkraft des Volkes an den Schwierigkeiten des Lebensunterhaltes abwetzt, wird gering geachtet: die Privatwirthschaft ist noch immer Alles, die Volkswirthschaft nichts. Ladon.



An die deutschen Bischöfe.

Ein motu proprio entstandener Erlaß des Papstes fordert von Geistlichen, Kandidaten, Professoren, Bisthumsbeamten einen Eid, der sie verpflichtet, jede Anwandlung des Geistes, den man jetzt den „modernistischen" nennt, als eine Glaubensgefahr abzuwehren. Diese Forderung hat aus dem Gewissen des frommen Altkatholiken Karl Jentsch den hier folgenden Appell hervorgerufen.

An den Grundwahrheiten des ursprünglichen katholischen Glaubens halte auch ich fest; aber das neuscholastische Dogmensystem mit seinen ausgesprochenen und unausgesprochenen Konsequenzen kann ohne modernistische Vorbehalte, Einschränkungen und Deutungen kein denkender, kein fühlender Mensch annehmen. Wie hoch schätzen Sie, Hochwürdigste Herren, die Zahl der Denkenden und Fühlenden in Ihrem Klerus? Wie hoch demnach die Zahl der Meineide, die Sie durch Abnahme des Antimodernisteneides erzwingen würden? Wie hoch die Zahl der übrigen „Todsünden", etwa der unwürdigen Kommunionen, die nach römischer Kasuistik jeder dieser Meineide gebären würde? Für diese vielhunderttausend „Todsünden", untheologisch gesprochen: für diese Gewissensfolter und Charakterverderbniß Ihrer besten Geistlichen (oder sind vielleicht die nicht denkenden, fühllosen die besten?) würden Sie die Verantwortung zu tragen haben.

Neisse. Karl Jentsch.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

*

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Metropol-Theater.

Allabendlich:

Hurra — Wir leben noch!!!

Gr. Ausstattungsrevue in 9 Bildern von S. Freund. Musik v. V. Hollaender. In Scene gesetzt von Direktor R. Schultz.

Wintergarten

Ein beispielloser Erfolg!!

Idette Brémonval, Etoile Parisienne.

Lafory v. d. Gr. Oper Paris || **Herlein** amerik. Operett.-Säng

„General" Edward La Vine

d. tapf. Handegen sowie d. übrig unerreicht.

!!! Attraktionen !!!

CIRKUS BUSCH.

Gastspiel des Herrn Direktor Pierre Althoff (Inhaber des Circus Corty-Althoff). Frau Direktor Adele Althoff mit ihren wunderbaren Freiheitsdressuren.

Um 9½ Uhr:

Venezia!

Chat noir

Friedrichstr. 165, Ecke Behrenstr.

Dir. Rudolph Nelson.

Tägl. 11—2 Uhr Nachts.

- Das neue Programm!
- Theodor Francke!
- Madm. Hellway-Bibo a. G.!
- Rudolf Oesterreicher!
- Grete Fels! u. s. w.

„Moulin rouge"

Jägerstrasse 63a

Täglich Reunions.

Gebr. Herrnfeld Theater

Seit 20 Jahren der grösste Erfolg!

Eine verlorene Nacht.

Ein lustiger Trauerfall in 2 Akten von Anton und Donat Herrnfeld.

Hierzu: **Der Derby-Sieger.**

Sport-Komödie von August Neidhardt.

Anfang 8 Uhr.

Vorverk. 11–2. (Theaterkasse.)

Thalia-Theater

Dresdenerstr. 72-73. **8 Uhr.**

Novität! Novität!

Polnische Wirtschaft.

Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten.

Kleines Theater.

Täglich abends ½9 Uhr:

Die verflixten Frauenzimmer. Erster Klasse.

Neues Operetten-Theater

8 Uhr abends:

Der Graf von Luxemburg.

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Vornehmes Café der Residenz

Kalte und warme Küche.

Luxusdrucke Privatdrucke

kauft stets

Paul Graupe, Antiquariat,

Berlin W. 35, Lützowstraße 38.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

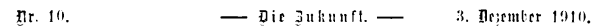
Die ganze Nacht geöffnet. Künstler-Doppel-Konzerte.

SANS-SOUCI

Eröffnet am 15. Oktober 1910.

KURFÜRSTENDAMM 217 ECKE FASANENSTRASSE

Hillengass & Eberbach.



Literarische Anzeigen

Berliner Elektrizitäts-Werke.

Bilanz pro 30. Juni 1910.

Aktiven.	M.	pf
Kasse	22 295	20
Effekten und Beteiligungen	24 789 091	43
Effekten des Krankenkassen- und Pensionsfonds	414 391	87
Debitoren	3 247 377	08
Materialien und vermietete Anlagen: Bestände laut Inventar	2 886 915	96
Versicherungen (vorausbezahlte Prämien)	67 949	16
Anlagen innerhalb des Weichbildes von Berlin	97 816 048	42
Anlagen außerhalb d. Weichbildes von Berlin	17 127 270	51
	146 371 339	66

Passiven.	M.	pf
Aktien-Kapital	64 100 000	—
Reservefonds	3 306 527	98
Beamt.-Krankenk. u. Pens.-F.	986 658	74
Erneuerungsfonds	3 120 001	50
Teilschuldverschreibungen	47 974 000	—
Hypotheken	4 251 132	—
Kreditoren	10 343 341	98
Dividenden (noch nicht eingelöste Dividendenscheine)	6 520	—
Teilschuldverschr.-Einlös.: noch nicht eingel. Teilschuldv.	28 006	28
Teilschuldverschreib.-Zinsen	950 375	—
Rückständ. Vertragsabgaben	1 400 395	68
Talonsteuer-Reserve	55 000	—
Gewinn . . . M. 9 849 380,50		
Hiervon: Gesetzl. Reservefds.	486 999	25
$4\frac{1}{2}$% Divid. auf M. 20 Mill. Vorzugsaktien	900 000	—
11 % Divid. auf M. 44,1 Mill. Stammaktien	4 851 000	—
Gewinnanteil der Stadt Berlin	3 102 148	64
Tantieme des Aufsichtsrats	179 341	86
Gratifik. f. Beamte, Dotierung d. Krankenk. u. d. Pensionsf. sowie f. Wohlfahrtseinricht.	200 000	—
Vortrag auf neue Rechnung	129 890	75
	146 371 339	66

Gewinn- und Verlust-Konto.

Debet.	M	pf
Handlungs-Unkosten	1 524 641	17
Steuern	405 418	59
Restlicher Gewinnanteil an den Magistrat Berlin für 1908/09	32 176	26
Teilschuldverschr.-Zinsen	2 023 800	—
Ueberweis. an Erneuerungsf.	486 681	01
Zinsen	450 139	52
Talonsteuer-Reserve	55 000	—
Abschreibungen	4 396 635	85
Gewinn	9 849 380	50
	19 283 873	03

Kredit.	M	pf
Gewinn Vortrag aus 1908/9	109 395	36
Gewinn im Geschäftsjahr 1909/10	19 174 477	67
	19 283 873	03

Gewinn- und Verlust-Konto
per 30. Juni 1910.

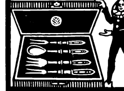
Debet.		M.	pf
Handlungs-Unkosten-Konto . .		97 273	54
Gehälter-Konto		118 997	66
Reparaturen-Konto		11 201	62
Kranken- und Invaliden-Versicherungs-Konto		13 536	34
Unfall-Versicherungs-Konto . .		4 586	83
Steuern-Konto		9 923	70
Grundstück- und Gebäude-Unkosten-Konto		874	91
Zinsen-Konto		2 048	76
Fuhrwerks-Unkosten-Konto . .		2 486	59
Abschreibungen:			
auf Gebäude-Konto	M. 5 371,14		
„ Masch.-, Utens.- u. Inventar-Ko.	„ 27 000,—		
„ Lithograph.-Ko.	„ 93 770 99		
„ Stempel- und Schnitte-Konto	„ 32 612,30		
„ Steine-Konto .	„ 10 000,—		
„ Malereien- und Reproduktionsrechte-Konto .	„ 25 714,84		
„ Patente- und Mustersch.-Kto	„ 308,85		
„ Photograph. Betriebs-Konto	„ 3 000,—		
„ Dresdner Vorlagen-Konto .	„ 14 280.50		
„ Negativplatten-Konto	„ 858,55		
„ Beteilig.-Konto	„ 1 000,—	213 917	17
Gewinn-Saldo pro 1909/10 . .		124 266	50
Gewinn-Verteilung:			
9% Tantieme a. Vorstand u. Beamte	M. 8 052,—		
15% Tantieme an den Aufsichtsrat . .	„ 1 422,—		
4% Dividende . . .	„ 80 000,—		
Gewinn-Vortrag auf 1910/11	„ 34 791,50		
	M. 124 266,50	599 113	62

Kredit.	M.	pf
Gewinn-Vortrag vom Vorjahr .	32 050	64
General-Ertrags Konto	567 062	98
	599 113	62

BERLIN, den 20. Oktober 1910.

Berlin-Neuroder Kunstanstalten
Actiengesellschaft.
Budwig.





Grau & Co.
Weihnachtsgeschenke
Gold- u. Silberwaren
Uhren und Juwelen
Sprech- Maschinen
Preisbuch kostenfrei
Erleichterte Zahlung
Leipzig 215

Magenleiden! Stuhlverstopfung! Hämorrhoiden!
kann man selbst heilen.
Auskunft ert. kostenlos gerne an jedermann Krankenschwester **Marie**, Nicolastr. 6 Wiesbaden. K. 24.

Ohrensausen, Nervosität, Schlaflosigkeit, Ueberreizung, Aengstlichkeit mit und ohne Herzklopfen, Zittern, Zucken, Muskelkrämpfen, Seekrankheit, neurasthen., hyster., epilept. Zuständ. s. **Bromsalze-Pastillen** n. Dr. Erlenmeyer d. beste u. wirks. Mittel. Doppelgl. 2,— M.

Warzen beseitigt die Warzen-Tinktur. Wirkung erprobt. 1,— M.
Adler-Apotheke, München A. 84, Sendlinger-str.

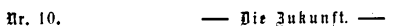
Ehe- schliessungen rechtsgiltg., in **England** Prosp. fr.; verschl. 50 Pfg.
Brock & Co., London. E. C. Queenstr. 90 91.

Geld verborgt Privatier an reelle Leute, 5%, Ratenrückzahlung 3 Jahre, Kramer. Postlag. Berlin 47.

Kalasiris

D. R. P. Patente aller Kulturstaaten.
Damen, die sich im Korsett unbequem fühlen, sich aber elegant, modegerecht und doch absolut gesund kleiden wollen, tragen **„Kalasiris"**. Sofortiges Wohlbefinden Grösste Leichtigkeit u. Bequemlichkeit. Kein Hochrutschen. Vorzügl. Halt im Rücken. Natürl. Geradehalter. Völlig freie Atmung und Bewegung. Elegante, schlanke Figur. Für jeden Sport geeignet. Für leidende und korpulente Damen Special-Façons. Jllustr. Broschüre und Auskunft kostenlos von **„Kalasiris" G. m. b. H., Bonn 3**

Fabrik und Verkaufsstelle: **Bonn a. Rhein.** Fernsprecher Nr. 369.
Zweiggeschäft: **Berlin W. 56,** Jägerstr. 27. Fernsprecher Amt I, Nr. 2497.
Zweiggeschäft: **Frankfurt a. Main,** Grosse Bockenheimerstr. 17. Fernsprecher Nr. 9154.



Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m b. H. Berlin W. 57.